WOLFGANG ZIEGLER

Geheime Kommandosache!

Das Erbe

Teil 3: Die Erfüllung



Das Erbe

Die Erfüllung

Eine ungewöhnliche Geschichte um angeblich

nie geschehene Dinge ...

von

Wolfgang Ziegler

Wolfgang Ziegler

Das Erbe

Teil III

Die Erfüllung

ISBN 9783955015060 (E-Book)

Helgolandstraße 2

01097 Dresden

Internet: http://www.new-ebooks.de

E-Mail: info@new-ebooks.de

Vorbehaltserklärung

Diese Publikation ist dazu bestimmt, Informationen bezüglich der in ihr dargestellten Themen zu vermitteln. Der Zweck dieser Publikation liegt ferner darin, zu informieren und zu unterhalten. Weder Autor noch Herausgeber sind schadensersatzpflichtig oder verantwortlich irgendeiner Person, Institution oder Wesenheit gegenüber im Falle eines Verlustes, Schadens oder anderen Nachteiles, der direkt oder indirekt durch die in dem vorliegenden Werk publizierten Inhalte verursacht worden sein könnte. Dies ist ein Roman. Alle Orte, Handlungen und Personen sind frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten sind rein zufällig.

Der Verfasser

Rückblende: Mai 1945

Eulengebirge

Als auf der zerstörten Welt oben fast alles zu Ende und nichts mehr zu retten war, gingen sie in die geheime Untergrundanlage. Truppführer, Standartenführer Steigmann, hatte die ausgewählten Männer schon seit Monaten bei sich. Sie operierten auch nur noch in der Nähe des Zugangs zu dem speziellen Untergrundsystem, von dem im ganzen Reich nicht einmal eine Handvoll Menschen wußte. Sie durften kein Risiko mehr eingehen. Ihre Befehle kamen von allerhöchster Stelle, wenn auch diese Kommandoebene offiziell nie existiert hatte.

Tief im Inneren der Gebirgskette legten sich die verbliebenen Männer des Trupps erschöpft in ihre Schlaftruhen. Zuvor hatte es noch einen kleinen Appell gegeben, eine letzte gemeinsame Besprechung und ein letztes gemeinsames Mahl.

„Und denkt dran, Kerls, ihr gehört nun zum ‚letzten Bataillon'“, hatte Steigmann an seine Männer nochmals aufmunternd appelliert, was diese gar aber nicht lustig fanden und auch keinen Hehl daraus machten. Der Arzt, der bei ihnen war, untersuchte sie kurz, dann ging es von den Duschen aus direkt in den Raum, der ihnen allen eigentlich schon immer unheimlich erschien und bis dahin stets gemieden wurde. Und in weiteren angrenzenden kühlen,

dämmrigen Felsgewölben stand die Technik, die für den Fall ihrer Wiederkehr konstruiert und bereitgestellt worden war. Auch sie sollte ihnen dann Kampfkraft und Stärke verleihen, wenn sie einst, so jedenfalls die trotzige Absicht, auf dem Planeten erneut erscheinen würden. Schon vor Stunden hatten starke Hydraulikanlagen im Berg die tonnenschweren Stahlschotte herabgesenkt. Sie waren nun speziell gesichert und unverrückbar fest und hermetisch verschlossen. Zudem verschüttete eine Automatik die Außenzugänge mittels einer gezielten Sprengung unauffindbar. Nur durch zwei raffiniert getarnte Schleusensysteme würde die nun für lange Zeiten eingeschlossene Mannschaft jemals wieder an die Erdoberfläche gelangen können. Eines war die Personenschleuse, durch die sie in die Anlage gelangten. Die andere stellte den breiteren Zugang dar, durch welchen man vor Monaten die Technik eingelagert hatte und über den sie einmal auch wieder nach draußen gebracht werden sollte.

Standartenführer Steigmann überprüfte mittels der getarnten Außenkamera nochmals die gelungene Versprengung am Berghang. Die schwache, aber gezielte Ladung hatte hier alles verschwinden lassen, was auch nur den Hauch eines Hinweises auf den Zugang in den Berg gegeben hätte. Jetzt bedeckte eine viele Meter dicke Schutthalde zusätzlich den ohnehin perfekt verborgenen Personen- und Fahrzeugeingang. Der einsame Gebirgshang, auf den die kleine Kamera von einer weit oben liegenden Felsennase herabschaute, lag völlig wild und scheinbar wieder jungfräulich da. Die Kamera selbst war in nur von

Bergsteigern erreichbaren Höhen installiert. Die aber hatten noch niemals Interesse an der einsamen und unbedeutenden Bergregion gehabt. Und nichts, aber auch rein gar nichts wies hier auf Menschenwerk hin, stellte Steigmann zufrieden fest. Dann schaute er noch nach den Einstellungen der einzelnen Container in den Tunneln, bevor er sich selbst als Letzter in eines der dämmrig-leuchtenden Behältnisse am Ende der langen Reihe seiner Gefährten legte und den halbdurchsichtigen Panzerglasdeckel über sich schloß. Zuvor war er aber nachdenklich noch einmal die lange Reihe der auf flachen Podesten stehenden sarkophagähnlichen Gebilde abgegangen, aus denen ihn die schon blasseren, doch nun entspannt wirkenden Gesichter der darin ruhenden Männer anschauten. Ihre geschlossenen Augen würden sich erst wieder in einer unbekannten Zukunft öffnen - dies hoffte er zumindest. Sorgsam setzte er sich die Kanülen und schaltete die Beleuchtung herunter. Bald sank auch er in den künstlichen Dämmerschlaf, der wenige Stunden später den Körper in einen dem Tode sehr nahen Zustand bringen würde. Aber nur so waren die kommenden Zeiten zu überdauern, um vielleicht doch noch einmal eine letzte Mission erfüllen zu können. Während seine Männer wahrscheinlich sehr, sehr lange schlafen würden, hatte er die automatische Weckfunktion für sich auf einen früheren Zeitraum fixiert. Zumindest zur Jahrtausendwende wollte er einmal schauen, was sich auf der Welt da oben getan hätte.

Wispernd nahmen die komplizierten Automaten ihre Arbeit auf. In den nun nachtschwarzen und menschenleeren

Hallen und Tunnels knisterte nur noch der Strom in den Leitungen, klickten leise Überwachungsrelais, und in der allertiefsten Felsengrotte des Bergmassivs arbeitete schwach brummend ein mächtiger Meiler, während auf der fernen Erdoberfläche die Zeiten nun Richtung einer unbekannte Zukunft dahingingen.

New York, März 19..

Oliver Goldberg saß in seinem Büro im obersten Stock eines sogenannten Wolkenkratzers. Durch die breite Glasfront der getönten Fenster fiel der Blick auf die graue, vernebelte City von New Yorks Häusermeer. Nur weit draußen hinter dem Dunst zeigte sich ein Zipfel blauer See. Goldberg machte eine verbissene Miene. Ungute Nachrichten hatten ihn abermals erreicht. Der Spuk war offensichtlich noch immer nicht beendet. Die Prophezeiungen seines verstorbenen Vaters schienen immer deutlicher Gestalt anzunehmen. Die Macht war gefährdet. Hintergründig, aber dafür um so bedrohlicher. Was nutzte es, wenn er einem Trust von Banken vorstand, die maßgeblichsten Einfluß auf die amerikanische Wirtschaft und selbst Weltpolitik nahmen. Dies, was sich nun hinter den dunklen Kulissen zusammenbraute, ließ ihm einfach einen eisigen Schauer über den Rücken laufen. Das nutzten selbst ungezählte Milliarden Dollar nichts. Die Gefahr war unberechenbar, derzeit nicht zu lokalisieren und offensichtlich auch mit allem Geld und materiellen Werten dieser Welt nicht abzuwenden. Goldberg fluchte leise vor sich hin und schlug mit der Faust auf die polierte Mahagonioberfläche seines riesigen Schreibtisches. Der geheime Regierungsagent, der ihn eben aufgesucht hatte, sprach ihm gegenüber so deutliche wie erschreckende Worte. Und die Botschaft, die er überbrachte, war einfach schrecklich und unfaßbar. Auf seinem Tisch lag jetzt auch der dicke Stapel großformatiger

NASA-Fotos und eine CD mit den Videoaufzeichnungen, die man ihm ebenfalls geliefert hatte. Goldberg konnte sich noch immer nicht des Eindrucks erwehren, auf dem schmalen Gesicht des Agenten so etwas wie ein kurzes, hämisches Grinsen gesehen zu haben, als dieser den großen Büroraum wieder verließ.

Böse vor sich hin grummelnd zerrte Goldberg erneut die Bilder mit seinen kurzen, fetten Fingern auseinander und betrachtete einzelne nochmals. Das Ergebnis seiner Untersuchung blieb unverändert; schließlich konnte er sich noch auf seine Augen verlassen. Was er sah, war niederschmetternd und zugleich überaus beängstigend. Diese verdammte alte deutsche Flugscheibe war da! Und sie schien ihn von dem Hochglanzpapier regelrecht höhnisch anzugrinsen. Zwar war es wohl kein neues Modell, über die man auch schon spekulierte, ihre Oberfläche sah zerzaust und vom rötlichen Dünensand teilweise schon recht mitgenommen aus. Aber in dem lag sie ja nun schon weit über 75 Jahre halb begraben! Doch selbst der rauhe Marssand hatte ihr offenbar nicht viel anhaben können. Noch schlimmer waren die Bilder, die im Inneren einer zerfallenen, pyramidenähnlichen Anlage aufgenommen wurden. Auf diesen war die eigentliche Schreckensbotschaft enthalten. In glasähnlichen, sarkophagartigen Truhen ruhten dort ganze Reihen toter deutscher Soldaten. Nur ein unvorhersehbares Oberflächenbeben hatte wohl die so ungewöhnliche wie phantastische Überlebensanlage außer Betrieb gesetzt. Davon sprachen zumindest relativ junge Risse und herabgestürzte

Werksteine in den zerklüfteten Außenmauern des schier unendlich alten Marsbauwerkes. Auch die der Pyramide benachbarte Felsformationen und andere geheimnisvolle Ruinen zeigten offenbar frischere Spuren bodenbewegender Kräfte.

Das NASA-Kommando hatte noch versucht tiefer in die Anlage einzudringen, war aber an mächtigen Stahlschotten gescheitert. Sie zu öffnen hätte es so gewaltiger Sprengladungen bedurft, daß von dem gesamten Bauwerk wohl nichts übriggeblieben wäre. Das Desaster brach über die NASA-Landetruppe dann unverhofft herein. Ihr unbefugtes und rücksichtsloses Eindringen in die Pyramidenkammer setzte dann auch rasch eine Art Schutzmechanismus in Aktion. Automatische Waffensysteme, die geschickt verborgen viele Jahrzehnte geschlummert hatten, hämmerten übergroße Projektile durch den gesamten Raum. Die Feuerdichte war so groß, daß keiner ungetroffen blieb. Alle, die in das Bauwerk eingedrungen waren, leisteten bald darauf den toten Deutschen bald makabre Gesellschaft. Blutig und in zerfetzten Raumanzügen lagen die Leichen der Eroberer schließlich auf den uralten steinernen Bodenplatten verstreut. Zersplittertes Helmglas glitzerte auf den rauhen Steinen, und ihre Waffen waren weit verstreut, aus denen sie auch nicht mehr einen Schuß hatten abfeuern können. Die Salven fielen, bis sich nichts mehr bewegte. Nur das Blut der getöteten Astronauten rann aus den zerfetzten Schutzanzügen lautlos in die staubigen Bodenfugen.

Der Lander startete kurz nach dem Unheil mit der in ihm verbliebenen Notbesatzung zurück in den Marsorbit. Die Mission hatte nur wenige Stunden gewährt. Eigentlich sollte sie zwei Monate dauern. Die phantastisch anmutenden Fotos vor Goldbergs zusammengekniffenen gelblich-trüben Augen sprachen jedoch eine klare, unwiderlegbare Sprache. Dazu kam die Tonaufzeichnung aus der Zentrale des Mutterschiffes. Die Bilder und der Text wurden zur Erde abgesetzt, bevor man den Orbit des Roten Planeten wieder verließ. Die Mission war gescheitert. Und zwar gründlich gescheitert.

Goldberg biß sich grimmig auf die Lippen. Das viele, viele Geld nutzlos vertan. Ein Glück, daß dieser Flug streng geheim gewesen und es bis jetzt offenbar auch geblieben war. Doch was hatte da der Bote von der NASA noch durchblicken lassen? Es gäbe inzwischen Vermutungen von Fachleuten, wonach solche Anlagen, wie man sie selbst auf dem Mars fand, sicherlich auch auf der Erde angelegt worden sein sollen!

Der kleine Mann mit den immer strähnigen grauen Haaren auf dem kleinen Kopf runzelte hinter seinem übergroßen Schreibtisch weiter die Stirn und überlegte angestrengt. Bis jetzt konnte er fast alles und fast jeden auf dieser verfluchten, aber ihm und seinesgleichen hörigen Welt kaufen. Aber eben nur fast alles. Und nun hatte er ein Problem. Es war ein schwerwiegendes Problem, da es sich nicht einfach mit dem Hinschmeißen von Dollars lösen ließ.

Auch nackte Gewalt war hier nicht so einfach anzuwenden. Mit Grauen dachte er allein an die zwar schon lange zurückliegende, nichtsdestotrotz verheerend geendete Mission des damaligen General E. Byrd damals in der Antarktis. Eine weitere solche und wahrscheinlich viel verheerendere Schlappe mußte man sich auf der Erde unter allen Umständen ersparen. Goldberg dämmerte es allmählich, daß sich hier ein Problem auftat, das bis an die Grundsubstanz des herrschenden Systems gehen konnte. Die in jahrhundertelanger, mühevoller Arbeit errichtete Welt- und Werteordnung des Geldes könnte mächtig ins Wanken geraten, wenn die für ihn so gefährlichen Mächte unbehelligt und am Ende noch völlig überraschend aus ihren Verstecken kommen sollten, die ja sonstwo liegen konnten.

„Sie sind noch immer wie die Vampire", zischte der Mann bösartig vor sich hin. „Aber ich werde den Pfahl schnitzen, mit dem ich das Herz der Brut treffe." Woher der Pfahl aber genommen werden sollte und wo die Brut überhaupt auf Erden, oder gar noch ganz anderswo, zu finden sei, darüber herrschte bei Goldberg ärgste Verlegenheit. Der so verhinderte Pfähler drückte die Rufanlage und verlangte in ungehaltenem Ton nach seinem Sekretär.

„Wilkens", blaffte er den kurz darauf geduckt eintretenden Mann im mausgrauen Anzug an. „Sie werden sofort, aber wirklich sofort Mr. Howard von der NASA Bescheid sagen. Ich will ihn spätestens am Abend hier haben. Verstanden?"

„Ja, aber Ihre Termine, Mr. Goldberg. Sie sollten heute 18 Uhr ...“

„Hören Sie auf“, brüllte Goldberg. „Machen Sie, was ich Ihnen sagte, telefonieren Sie alles andere ab, aber sofort!“

„Wie Sie wünschen, Mr. Goldberg.“ Ähnlich einem Lakai dienerte der Sekretär und verließ wieder fluchtartig das mondäne Büro seines aufgebrachten Chefes.

„Der Alte hat wieder mal eine Stinklaune“, sagte er mißmutig zu einem Leibwächter, der sich gerade im Vorzimmer einen Kaffee aus der Maschine holte. „Jetzt soll ich auch noch den Oberindianer der NASA auf die Schnelle herbeizaubern. Goldberg denkt wohl wirklich, alle wären ganz heiß darauf bei ihm anzutanzen. Wenn der NASA-Boß mal bloß nicht gerade auf ‘ner Umlaufbahn ist“, versuchte Wilkens mühsam zu scherzen. Goldbergs unförmiger Gorilla grinste nur.

„Hast‘ auch keinen leichten Job bei dem Alten. Beneide dich nicht darum. Da halte ich doch lieber ab und zu meine Rübe hin und streiche sonst fein die Kohle ein.“

„Ja, Vinzent, da liegst du wohl richtig“, seufzte Wilkens, griff zum Telefon und machte sich daran, den eben erhaltenen Auftrag zu realisieren.

„Wilkens!“ dröhnte es da schon wieder aus der Wechselsprechanlage.

„Ja, Sir."

„Und schaffen Sie mir noch schnell irgend so einen Militärhistoriker herbei. Sie wissen schon, diese gelehrten Typen, die sich mit altem Militärkram auskennen."

„Ja, Sir", antwortete er nur und nahm ergeben auch noch diesen überraschenden Einfall seines Chefs entgegen. Widerspruch oder Rückfragen waren sowieso sinnlos.

Der Leibwächter verließ schleunigst wieder das Vorzimmer Goldbergs. Hier herrschte ihm zu viel Hektik. Unterdessen ließ Wilkens die Telefone nicht zur Ruhe kommen. Bei der NASA hatte er Glück. Über die Geheimnummer erreichte er den Chef am Funktelefon und konnte ihm die Botschaft Goldbergs unmittelbar mitteilen. Die unflätigen Flüche am anderen Ende nahm er mit einem schadenfrohen Grinsen und sehr gelassen hin.

„Also, wir erwarten Sie gegen 18 Uhr. Besser, Sir, Sie verspäten sich nicht zu sehr - by."

Schwieriger war es da schon, einen der von Goldberg verlangten Militärhistoriker auf die Schnelle zu erreichen. Er versuchte es in mehreren entsprechenden Institutionen New Yorks, hatte aber zu dieser Zeit kein Glück mehr. Da mußte Washington rann. Auch hier benutzte er schließlich eine Geheimnummer, die ihn dann mit dem Chef des Militärarchivs verband. Und auch hier wirkte der Anruf vom Büro Goldberg Wunder. Eilfertig erklärte der Mann am

anderen Ende der Leitung, alles zu tun, um schnellstens einen kompetenten Fachmann nach New York zu schicken.

„Unsere Flugbereitschaft wird den Mann sofort in Washington abholen. Hauptsache, er ist schnell verfügbar“, machte der Sekretär nochmals die Dringlichkeit des Anliegens deutlich. Dann drückte er die Wechselsprechanlage zu seinem Chef.

„Sir? Ich habe alles in die Wege geleitet. Der NASA-Chef trifft gegen 18 Uhr ein. Der war allerdings nicht sehr begeistert. Hatte wohl anderes vor. Einen Militärhistoriker bekommen wir von Washington eingeflogen. Man kümmert sich derzeit darum.“

„O.k., Wilkens, gehen Sie jetzt mal einen Kaffee trinken. Ich komme hier schon klar“, dröhnte es überraschend leutselig aus dem Lautsprecher zurück. Verwundert machte sich Wilkens auf den Weg in das firmeneigene, Tag und Nacht geöffnete Bistro im Dachgeschoß des Gebäudes. „Das hörte sich ja nun trotzdem alles nach Nachtschicht an“, grummelte er dabei mißmutig vor sich hin.

Es war schon später Abend, die Skyline von New York strahlte in allen Farben tausender Neonreklamen, als am nachtdunklen Himmel die Positionslichter eines heranfliegenden Hubschraubers auftauchten. Wie ein riesiges urzeitliches Insekt zog das Fluggerät über das Meer von Häusern hinweg und näherte sich vorsichtig der runden Landeplattform des Hochhauses, in dessen obersten Etagen

seine Ankunft schon dringend erwartet wurde. Als die Rotorblätter zum Stillstand gekommen waren, sprang der Pilot heraus und riß eilig die Tür zur hinteren Kabine auf. In der Türöffnung erschien ein großer, dunkelhaariger Mann, der einen maßgeschneiderten dunklen Anzug trug und in seiner rechten Hand einen Aktenkoffer hielt. Seine winkligen Gesichtszüge schauten verkniffen in das blendende Licht der Landeplattform.

„Verdammt, welche Teufelei hat sich dieser Alte jetzt nur wieder ausgedacht“, entfuhr es ihm noch, während er an dem Piloten vorbeieilte. Goldbergs Sekretär erwartete ihn schon geraume Zeit auf der Plattform. Fröstelnd zog er die Schultern zusammen. Mit langsamen Schritten ging er dem Ankömmling entgegen. „Hello, Mr. Schwarz“, begrüßte er ihn lässig. Der NASA-Chef wollte sich zuerst über diese Art mit seiner Person zu verfahren empören, besann sich dann jedoch eines Besseren. Immerhin handelte es sich hier um die wohl mächtigsten Leute Amerikas, wenn nicht gar der ganzen Welt. Da hatte auch er sich zu fügen, so schwer ihm dies auch fiel. Die Begrüßung mit Wilkens fiel knapp und kühl aus. Rasch verließen die beiden Männer den Landeplatz und fuhren in einem Expreßlift einige Etagen in das Gebäude hinab. Wenige Minuten später stand Schwarz vor der Tür des Allerheiligsten. Wilkens riß sie mit einer beflissenen Handbewegung auf und schob den NASA-Chef einfach hinein. Dieser hatte kaum Zeit, sich über die erneute Mißachtung gegenüber seiner Person zu erbosen. In dem riesigen luxuriösen Büroraum thronte Goldberg hinter dem

mächtigen Schreibtisch und begrüßte ihn mit krächzender Stimme. „Nehmen Sie Platz, Mr. Schwarz. Sehen sie es mir nach, daß ich zu so ungewöhnlicher Stunde ihre Hilfe dringend in Anspruch nehme. Es sind wirklich außergewöhnliche Umstände, die mich dazu zwingen. Kurz und bündig, es geht um die so tragisch gescheiterte Mars-Mission, in die ich ja letztendlich meine guten Dollars investiert hatte.“ Schwarz saß auf dem Besuchersessel, hielt noch immer den Aktenkoffer krampfhaft fest und versuchte mühsam, seinen Gesichtsausdruck zu beherrschen. Er kochte innerlich vor Wut. „Und wie kann ich Ihnen helfen, Mr. Goldberg?“

„Wie Sie mir helfen können, Mr. Schwarz“, ließ sich Goldberg mit lauerndem Unterton in der Stimme vernehmen. „Eigentlich habe ich ja nur eine ganz kleine bescheidene Frage an euch Weltraumexperten.“

Seine Stimme wurde immer drohender. Schwarz begann es, trotz der angenehmen Wärme im Raum, deutlich zu frösteln.

„Wie, in Teufels Namen, ist es zu diesem Desaster auf dem Mars gekommen? Und was bedeutet dieses unselige Gebilde hier?“

Mit diesen Worten knallte er die großformatigen Fotos Schwarz direkt vor die Nase. Sein kleiner fetter Zeigefinger stieß wie ein Adler auf das oberste Bild, als wollte er es durchbohren. „Was ist das hier, Mr. Schwarz? Was ist das?“

Der Finger klebte jetzt förmlich auf dem Foto, das die vor der marsianischen Pyramidenruine liegende Flugscheibe zeigte. Schwarz wurde puterrot im Gesicht. Natürlich war er über den ganzen Vorgang genauestens informiert.

„Es ist einer der verdammten deutschen Flugkreisel, die wohl noch aus dem Weltkrieg stammen“, antwortete er mit verbissener Mine. „Wir wußten von deren Existenz. Doch daß die mit den Dingern tatsächlich bis zum Mars gekommen sind, war auch für uns eine Überraschung. Mit solchen Dingern haben sie wohl damals ihre ‚Schläfer‘ auf den roten Planeten gebracht.“

„Und was sie da ‚Schläfer’ nennen, hat wohl den Untergang der ganzen Mission verursacht“, kreischte jetzt Goldberg. „Glauben Sie, ich wäre ein solcher Idiot und wüßte nicht ebenfalls um diese Dinge. Wieso haben Sie keine wirksamen Sicherheitsmaßnahmen getroffen, frage ich Sie.“

Schwarz‘ Gegenüber plusterte sich förmlich hinter dem riesigen Schreibtisch auf.

„Wir haben mit keinem Gedanken damit gerechnet, daß in dem schier ururalten Bauwerk überhaupt jemand sei. Unsere Leute wollten ja auch nur einen ersten Blick hinein werfen, als es schon geschah.“ Der NASA-Chef schaute Goldberg unwillig an. Dieser ließ sich jedoch nicht beirren.

„Und wie stellen Sie sich jetzt alles Weitere vor?“ fragte er in immer noch aggressiver Stimmung. „Soll jetzt alles

einfach so bleiben? Soll weiter der Sand über das verfluchte Flugscheibenwrack wehen, als sei nichts gewesen?“

„Wir könnten eine Rakete mit einem kleinen Nuklearsprengkopf dahin schicken“, murmelte Schwarz. „Die Pläne sind fertig“.

„Ha, wieder einmal eine in Marsnähe verschollene Sonde der NASA, was?“ Der kleine Mann hinter dem pompösen Schreibtisch rieb sich ärgerlich die Hände. „Und was haben wir davon?“

„Zumindest hätten wir dann endgültig Ruhe da oben.“

„Bekommt die Kernexplosion denn nicht alle Welt mit. Ich meine die Teleskope der Satelliten und ähnlicher Kram auf der Erde.“

„Es würde eine kleine Ladung sein, die nur die Ruinen völlig vernichtet und natürlich das Flugobjekt der alten Deutschen.“

„Das könnte euch so passen“, erboste sich Goldberg erneut. „Ich will, daß dieses Ding untersucht wird! Wo haben wir sonst Gelegenheit, diese verdammte Technik noch vorzufinden? Die geheimen Horste dieser Dinger habt ihr ja auch nicht aufspüren können. Ich will nun aber wissen, woran wir damit sind, Mr. Schwarz.“

Neuschwabenland

„Isais“ verhielt sich beim Eintritt in die Erdatmosphäre besser, als wie es ihre zweiköpfige Besatzung vermutet hatte. Die Schwierigkeiten, die es auf dem Flug durch das All gab, schienen sich plötzlich gelegt zu haben. Zuversichtlich schauten die beiden Männer daher nun der Landung entgegen und steuerten die kleine Flugscheibe mit viel Fingerspitzengefühl den Gefilden der Antarktis entgegen. Aus großer Höhe erschien der Kontinent wie eine Symphonie aus blauweißem Eis, durch das an einigen Randbereichen dunkelbraune Bergketten hindurchschimmerten und unter dem glazialen Panzer hervortraten.

Zwar wußten sie vom letzten Kontakt mit „Thor“, daß Strese die Basis unter dem ewigen Eis „geschlossen“ hatte, aber sie hofften dennoch, irgendein Lebenszeichen, irgendeine Hilfe zu finden. Immerhin mußten sie zumindest die Flugscheibe einmal in Ruhe gründlich untersuchen. Außerdem hatten sie keine Lust, noch längere Zeit in ihren engen Wänden zu verbringen. Die Funkanlage war schon lange auf Empfang geschaltet, während sie über Feuerland hinweg südlichen Kurs nahmen und, als sie die kontinentalen Ränder Antarktikas erreicht hatten, hoch über dem Schelfeis nach Osten flogen. Der automatisch generierte Funkruf erreichte sie dann auch, als sie sich Neuschwabenland näherten. Mit klopfendem Herzen hörten sie die Botschaft. Sie erhielten von einer monoton klingenden Stimme

Landefreigabe für die Basis. Es wurde jedoch gleichzeitig mitgeteilt, daß sie dort mit einem eingeschränkten Bewegungsspielraum zu rechnen hatten. Näheres würden sie nach der geglückten Landung erfahren.

So setzten sie bald darauf auf der Oberfläche des Warmwassersees nahe des Muehlig-Hofmann-Gebirges auf, sanken die drei dutzende Meter in die Tiefe und nahmen Fahrt in Richtung des Unterwassertunnels auf. Sie beglückwünschten sich, daß alles so gut gegangen war. Wie immer tauchte der dunkle, breite Kanal aus dem grünweißen Schimmer der Eis- und Felswände auf, die in dieser Tiefe nur noch einen schwachen Abglanz der automatisch eingeschalteten Scheinwerferbatterien zurückwarfen. Deren Licht strahlte hauptsächlich in den riesigen, ovalen Tunnel hinein, so daß die Besatzungen der U-Boote und Flugscheiben beim Navigieren keinerlei Sichtprobleme hatten. Zügig glitt „Isais" durch den Felsen- und Eisschlauch der großen unterirdischen Grotte entgegen. Am Ende des Tunnels lag ein technisch ausgeklügeltes Tor, das nur mittels eines streng geheimen Funkcodes angesprochen und geöffnet werden konnte. Doch auch diese Technik funktionierte einwandfrei. Es öffnete und schloß sich hinter ihnen, wie sie es schon immer gewohnt waren. Nur die sonst begrüßenden Funksprüche aus der Zentrale der Basis blieben aus. Im Lautsprecher herrschte, für den Vorgang der Anlandung einer Flugscheibe, ungewohnte Stille. Als sie aus dem Wasser des Höhlensees aufgetaucht waren, ließen sie „Isais" vorsichtigerweise erst einmal schweben. Mit dem

ausgefahrenen Suchscheinwerfer leuchteten sie die nur spärlich erhellte Grotte zusätzlich aus, und über Funk und Außenlautsprecher riefen sie noch mehrmals. Aber es kam keine Antwort. Wie sie unschwer erkennen konnten, waren die Landeplätze für die Flugscheiben leer und verlassen. Nur am langen Betonpier dümpelte ein kleines U-Boot im Wasser des Sees vor sich hin. Sein dunkler Turm glänzte im Widerschein der glitzernden Wellenoberfläche. Keine Menschenseele ließ sich in den ausgedehnten Anlagen am breiten Uferbereich der unterirdischen Grotte blicken. Auch auf der Galerie, die sich oben an den Felswänden entlang zog, und von der man einen schönen Ausblick auf die darunter liegenden Anlagen, den kleinen Höhlenhafen und natürlich den phantastischen Grottensee mit seinem grünlich schimmernden Tiefwasser selbst hatte, zeigte sich kein Licht und keine Bewegung. Nur der große Reichsadler, der hoch oben von den rauhen Felswänden herabschaute, schien sie schweigend zu begrüßen.

Die so ungewohnte Stille und Verlassenheit wirkte unheimlich auf die beiden Männer in der Steuerkabine von „Isais“. Als sich nichts tat und sich auch nichts veränderte, setzten sie endlich zur Landung auf einem der freien Plätze an. Sie sprachen erst wieder ein Wort, als „Isais“ fest und sicher auf dem breiten Betonsockel stand, an dem mit großen Lettern die römische Ziffer II gemalt war.

„Sie scheinen wirklich alle verschwunden zu sein“, murmelte der Pilot vor sich hin. „Das kann ja noch heiter

werden. Dann wollen wir mal raus.“ Sie öffneten die Schleuse und verließen die Flugscheibe. Wie erwartet, empfing sie die große Grotte dann auch mit ungewohnter Einsamkeit und Ruhe. Nichts war mehr da, von dem sonst hier so lebhaften Treiben. Keine Techniker liefen zwischen den nun verwaisten Standplätzen für die Flugscheiben und den Werkstätten herum. Keine Arbeitsgeräusche erfüllten mehr den weitgehend verlassenen Hafenbereich, und gähnende Leere herrschte auch da, wo sonst die kleinen Elektro-Transporter in ihren Fahrspuren zwischen den Kais für die U-Boote und der großen Lastenschleuse zu den inneren Bereichen der Basis sonst so emsig hin und her gerollt waren.

„Richtig unheimlich ist das jetzt“, sagte Co-Pilot Gunter Strox leise, als sie einen ersten Erkundungsgang hinunter zum Höhlensee machten. Ihre Schritte hallten ungewohnt laut auf dem feuchten Betonboden des Piers, und das Klatschen der dunklen Wellen drang überdeutlich an ihre Ohren. Aber auch hier unten war niemand. So liefen sie schließlich zur schwer gepanzerten Personenschleuse, die früher fast immer offen gestanden und dem Personal Zugang zur Basis geboten hatte. Doch hier ging es nicht mehr weiter. Dafür klemmte ein dicker, inzwischen etwas klammer Papierumschlag am Eingang. Sie nahmen ihn wortlos an sich und zogen sich damit in ihre Flugscheibe zurück.

Wieder in der Geborgenheit der Pilotenkabine von „Isais“, rissen sie die Versiegelung auf. Zum Vorschein kam ein von Kommandant Strese handschriftlich niedergelegtes

Dokument. Darin beschrieb Strese die Umstände, die zur Stillegung der Basis geführt hatten und wies nachdrücklich an, keinen Versuch zu unternehmen, in ihr Inneres einzudringen. In den im Dokument genau bezeichneten Räumen der zugänglichen Werkstattgebäude am Seeufer der Grotte seien Lebensmittel und andere, eventuell notwendige Materialien für sie hinterlegt. Auch alle technischen Einrichtungen in der Grotte könnten dort weiter genutzt werden. Dann gab es den Hinweis auf die geheimen Punkte außerhalb Antarktikas, die sie für die Zukunft in Anspruch nehmen könnten. In Europa waren zwei Anlagen zur sicheren Unterbringung der Flugscheibe angegeben. Natürlich enthielt die Aufstellung keine genauen Koordinaten; diese waren den Besatzungen der beiden Flugscheiben vor dem Abflug zum Mars mündlich genannt worden und befanden sich hochgradig gesichert in verschlüsselter Form an Bord.

„Also werden wir unsere Jungs nicht mehr wiedersehen", meinte Pilot Rudi Gelhaar resigniert und zerknitterte das Papier langsam in seinen Händen.

Der Entschluß

Die beiden Männer in der Flugscheibe hatten noch einige Zeit über ihre Situation gesprochen. Dann machten sie sich daran, „Isais“ zu überprüfen. Sie tauschten verschiedene Teile der Antriebsmechanismen und kontrollierten auch sonst alles tiefgründigst. Zum Schluß, nachdem zwei Tage Arbeit hinter ihnen lagen, waren die beiden mit ihrem Werk zufrieden. Es gab nun nichts mehr, was einem weiteren problemlosen Funktionieren von „Isais“ im Wege stehen könnte, nahmen sie jedenfalls an. Während ihrer Arbeiten mußten sie mehrfach zu den Lagerschuppen neben den Standplätzen für die Flugscheiben gehen. Von dort aus entdeckte Gunter Strox an einem fernen Abschnitt des großen Höhlensees auf einmal eine ihm völlig fremde Erscheinung. Zusammen mit seinem Piloten beobachtete er das unheimliche Wesen durch ein starkes Fernglas, das schnell von „Isais“ geholt wurde. Es war ein dunkler, metallisch glänzender Automat, der offensichtlich dort ruhig auf und ab patrouillierte, sich ihnen aber nicht weiter näherte, aber auch keine Anstalten machte, diesen Bereich zu verlassen. Die Entfernung zu dem abgelegenen Uferabschnitt des unterirdischen Grottensees betrug etwa 300 Meter; und da sich das Automatenwesen augenscheinlich passiv verhielt, nahmen sie ihre Arbeiten wieder auf.

„Es wird eines von diesen unheimlichen Dingern sein, über die immer nur gerüchteweise zu hören war“, murmelte

Pilot Gelhaar. „Es ist jedenfalls bestimmt besser, diesen Viechern nicht in die Quere zu kommen. Sie müssen so etwas wie eine Überwachungsfunktion ausüben und können wohl auch spezielle Waffensystem bei sich haben oder auslösen. Mach was du willst, aber hier ist es mir nun zu seltsam geworden. Ich meine, wir sollten schnellstens verschwinden." Die beiden Piloten saßen inzwischen lange wieder in der kleinen Steuerkabine von „Isais" und beratschlagten ihr weiteres Vorgehen. Viele Möglichkeiten blieben ihnen nicht. Sie konnten eine der beiden europäischen Basen anfliegen und die Flugscheibe dort geschützt abstellen. Zwei weitere Anlagen befanden sich in Südamerika und auf, beziehungsweise besser gesagt unter einer der Kanarischen Inseln. Ein letzter irdischer Horst lag auf einer arktischen Inselgruppe.

„Der Joker im Spiel ist aber zweifelsfrei unsere Mondbasis M1", sagte Strox, als sie debattierten, welchen Punkt sie anfliegen sollten.

„Dann können wir aber gleich hier bleiben", murrte Gelhaar. „Was sollen wir dort oben? Nichts als Leere und Einsamkeit."

„Mich würde trotzdem interessieren, was man damals dort oben deponiert hat", erwiderte Strox. „Die Mondstation wurde schließlich nicht aus Jux und Dollerei errichtet. Das war ein Haufen Arbeit und hat wohl sogar auch etliche Menschenleben gekostet. Nur ein einfaches Lager für Ausrüstung, Lebensmittel und Betriebsstoffe kann das allein

nicht sein. Dazu ist die Station auch zu groß“, sinnierte er laut. „Außerdem liegt sie so gut verborgen, daß man selbst beim Überflug sie nicht so ohne weiteres entdecken würde. Einzig die glatte Landefläche vor der Gebirgswand könnte auffallen“, stimmte Hase ihm zu.

„Ich denke und vermute, dort ist es aber ähnlich wie hier“, Strox rührte mit dem Löffel in seiner Kaffeetasse, die vor ihm auf dem winzigen Tischchen stand. Er deutete zum runden Bullauge der Kabine hinaus, wo sich im schwachen Licht der Grottenbeleuchtung das Wasser des Höhlensees spiegelte und die wenigen flachen Gebäude am Ufer schattenhaft sichtbar waren. „Und dort oben auf dem Mond ist auch so eine Anlage, in der irgendwelche Truppenteile dem verdammten jüngsten Tag entgegendämmern, wie es sich die Bonzen ausdachten.“

„Du hast es erfaßt“, meinte sein Gegenüber. „Es ist eines der größten Geheimnisse des Reiches. Außerdem liegen da noch Rundkreisel des H-Typs bereit. Die Jungs müssen ja schließlich auch wieder von dort runter kommen können. Aber, ob das alles noch funktioniert.? Da würde ich nicht meine Hand für ins Feuer legen wollen.“

„Aber gut gesichert wird das auch alles sein“, dachte Strox halblaut weiter nach. „Wir müssen hier jedenfalls wieder weg. Was sollen wir uns noch in dieser Einsamkeit aufhalten? Alles ist verschlossen für uns und da draußen rennt so ein komischer Automat rum. Solchen Dingern traue ich ja nun überhaupt nicht über den Weg. Einfach unheimlich

ist das! Auch wenn durch diese Dinger der Stützpunkt offenbar geschützt wird.“

Die beiden Männer sprachen noch eine Weile, dann bereiteten sie „Isais“ für den Abflug vor. Stunden später schauten sie ein letztes Mal in die Grotte, aber es hatte sich nichts verändert. Es kam ihnen eher vor, als hätte der automatische einsame Wächter am ferneren Seeufer seinen Kontrollweg näher zu den Bauten bei den Piers verlegt hatte ...

Mit einem dumpfen Laut schloß sich das Luk wieder hinter ihnen. Kurze Zeit später begann es in dem stählernen Zellenkörper leise zu summen. Sanft hob die Flugscheibe von ihrem, vom befestigten Uferbereich zurückgesetzten Start- und Landesockel ab. Als das Aggregat in der Grotte über dem eisigen Höhlensee schwebte begann der Automat am Ufer, wie schon bei Ankunft von „Isais“, emsig die Signale zu empfangen, die ihm den Vorgang als keine feindliche Aktivität meldeten. Schon schlossen sich die Wellen über dem runden Zellenkörper, und langsam tauchte auch der konische Aufbau in die Tiefe. die Grotte blieb in ihrer nun wieder menschenleerer Einsamkeit und Stille zurück. Mit größter Aufmerksamkeit steuerte Gelhaar, unterstützt von seinem Co-Piloten, den untermeerischen Eis- und Felstunnel an. Doch auch ihn durchquerten sie wieder ohne Zwischenfall. Als sich die Unterwasser-Tunneltore nach ihrer Passage noch automatisch schlossen, tauchten sie schon wieder zur Oberfläche des Warmwassersees und flogen Minuten danach

rasch in den antarktischen Himmel hinein.

„Isais“ schwebte lautlos über dem vereisten Gebirgszügen. Die Flugscheibe nahm Kurs nach Norden, wo das Küstenschelfeis die kontinentale Struktur zum Südatlantik hin beendete. Bei dem langsamen Überflug kontrollierte Co-Pilot Strox die Oberflächengebiete, unter denen der Stützpunkt nun in einem todesähnlichen Schlaf schlummerte. Sie stellten jedoch nichts fest, was feindlichen Aufklärern auch nur den leisesten Hinweis auf dessen Vorhandensein gegeben hätte. Sogar die kleine Wetterstation war so gut getarnt, daß sie aus der Luft nicht auszumachen war. Sie flogen weiter nordwärts, und bald erreichten sie die Territorien der Küstengebiete. Gelhaar wollte gerade zum beschleunigten Flug ansetzen, als Strox plötzlich aufschrie: „Halt! Da ist etwas“, rief er aufgeregt. Dann dirigierte Gelhaar „Isais“ nach seinen Anweisungen zu einem bestimmten Punkt. Unter ihnen im Eis, dicht bei einer Felsengruppe, hatte Strox eine Gruppe von Personen festgestellt, deren einzelne Mitglieder in höchster Aufregung hin und her rannten und durch ein stark qualmenden Feuers dem fliegenden Objekt über ihnen anscheinend Zeichen geben wollten. Einer streute mittels eines dunklen Pulvers ein altbekanntes Symbol auf den grellweißen Treibschnee, das sie wohl als Deutsche identifizieren sollte.

Vorsichtig senkte sich die Flugscheibe ab. Gelhaar und Strox waren in höchster Alarmbereitschaft. Einerseits wollten sie eventuelle notwendige Hilfe leisten, andererseits waren

sie sich bewußt, daß sie sich in einer recht unglücklichen Position befanden, wenn die gesichtete Gruppe plötzlich Waffen gegen sie einsetzen sollte. Um so erlöster waren die beiden, als über die empfindlichen Außenlautsprechern deutsche Worte erklangen und einer von den Männern auf dem Eis ein markantes Fähnchen schwenkte, daß in der Basis mitunter zur Einweisung von Flugobjekten verwandt wurde.

Die drei Aufgefundenen waren durchgefroren, aber gesund und offenbar bester Dinge. „Was für ein grenzenloser Zufall“, sagte einer von ihnen zu Strox, der nach der Landung auf das Eis hinabgestiegen war. „Wir kommen aus der Basis. Wir haben es vorgezogen, hier unser Glück zu versuchen, als uns da drin mit einschläfern zu lassen. Und Sie scheinen unsere rettenden Engel zu sein. Sie wollen doch nicht etwa in die Anlage? Da drinnen ist alles zu und versiegelt.“

Strox und Gelhaar brauchten schließlich eine Weile, bis sie die Zusammenhänge verstanden. Die drei Polarwanderer waren natürlich keine anderen als Martin Hahnfeld, Brandt und Christian Strauß. Als sie der Besatzung der Flugscheibe ihre Abenteuer schließlich berichtet hatten, herrschte eine Weile Schweigen.

„Nun“, sagte Gelhaar endlich an die drei Männer gewandt, „es geht ja eh‘ nicht mehr hinein. Also steigen sie bei uns zu.“ Er wies auf das offenstehende Luk im Oberbau von „Isais“. „Ich bin jedoch der Meinung, daß das, was Sie taten, nicht zu unserem Ehrenkodex paßt! In keinster Weise! Aber das ist ja nun auch egal“, setzte er etwas pessimistisch

hinzu. „Also, machen Sie sich rein, ehe ich es mir anders überlege! Wir müssen hier schnellstens wieder weg.“

Sichtlich verstimmt stiegen die drei Männer aus der Eisbasis rasch die herausgefahrene Metalleiter zum Oberbau der Flugscheibe hinauf, wo sie gleich darauf im offenen Mannluk verschwanden.

Nachdem sie eingestiegen waren, wurden sie von der Besatzung zu den Plätzen geführt, die sie während des Starts einzunehmen hatten. Brandt, Hahnfeld und ihr Gefährte Strauß schickten sich schweigend darein. Trotzdem musterten sie interessiert und aufmerksam das Innere der kleinen Flugscheibe. Es wurde nicht viel gesprochen. Offenbar hatte die Besatzung von „Isais“ es eilig, den Landeplatz wieder zu verlassen. So dauerte es auch nicht lange, als das Aggregat wieder leise brummend anhob, um schnell in den dunklen antarktischen Himmel aufzusteigen. Der Steigflug dauerte einige Minuten, schließlich befand sich „Isais“ wieder im freien Erdorbit. Hier war man geschützt vor gegnerischer Aufklärung und vor allem vor jedem überraschenden Angriff.

In der kleinen Gemeinschaftskabine wurde es nun sehr eng, als sich alle Anwesenden in ihr versammelten. „Wir haben jetzt eine veränderte Situation“, sagte der Pilot. „Ich habe jetzt nicht nur für zwei Mann, sondern auch für euch drei hier die Verantwortung. Dennoch bleiben wir bei unserem Plan“, wandte er sich dem Co-Piloten zu, „und fliegen erstmal die Mondbasis an. Wir wollen dort nicht bleiben, aber wenigstens nach dem Rechten schauen. Der

kleine Abstecher kann nicht schaden. Er ist zugleich eine nochmals wirksame Funktionsprüfung für unsere Technik.“

Der Co-Pilot nickte. „Und wann starten wir in Richtung Mond?“ Die drei Gäste lauschten gespannt. „Was sollen wir noch Zeit vertun, wir fliegen sofort ab. Schließlich müssen wir dann wieder zurück auf die Erde, um dort in einer der geheimen Basen in Deutschland zu landen. Vorn dort aus sehen wir dann weiter. Und ihr könnt euch ja von dort auch wieder in menschliche Gesellschaft begeben“, sagte er zu den drei Aufgenommenen. „Es steht dann jedem frei, was er machen will.“

„Wäre es denn möglich, einen Rat zu geben“, ließ sich jetzt Hahnfeld vernehmen.

„Immer heraus damit!“

„Ich möchte nur vorschlagen, bei einer Landung nicht die Basis im Eulengebirge anzufliegen. Ich komme von dort. Sie liegt im besetzten Polen. Man könnte zwar die Basis selbst nutzen, aber ein Wegkommen von dort wäre überaus kompliziert. Ich nehme an, Sie haben noch einen anderen Punkt.“

„Ja, diese Anlage ist mir bekannt“, antwortete Gelhaar. Wir werden aber zu der auf deutschem Gebiet fliegen. Dort ist ja wahrscheinlich auch ‚Thor‘ gelandet. Vom Voralpenraum aus, denke ich, können wir dann auch leichter operieren.“

Es wurden noch einige Absprachen und Anweisungen zum nun unmittelbar bevorstehenden Mondflug getroffen, dann gingen alle auf ihre Plätze. Das Raumschiff startete zwei Stunden später aus dem erdnahen Raum in Richtung des Himmelstrabanten, der als leuchtende Kugel schon auf den Bildschirmen in der Steuerzentrale erschienen war. Der Normalflug dann zum Mond dauerte zwar drei Tage, verlief völlig unspektakulär. Die Annäherung an das Gestirn wurde optisch nur durch die sich stetig vergrößernde Mondkugel auf den Bildwiedergaben deutlich. Der Co-Pilot las die sich rasch reduzierende Entfernung von den Instrumenten ab. Schließlich hatte „Isais“ eine solche Nähe zum Erdtrabanten erreicht, daß dessen Oberfläche fast den ganzen Hauptbildschirm ausfüllte. „Höhe über Grund 11000“, ließ sich Strox vernehmen. „Schwenken Sie in Umlaufbahn ein. Wir fliegen die Rückseite an.“ Während das befohlene Flugmanöver ausgeführt wurde öffnete Gelhaar eine mit einem Zahlenschloß gesicherte kleine Panzertür unter dem Bedienpult, hinter der sich wichtige und streng geheime Unterlagen befanden. Er zog eine Karte heraus, auf der die Mondrückseite in Form zusammenkopierter Luftaufnahmen dargestellt war. Mittels einer großen Lupe untersuchte er zwinkernd das Fotopapier. „Aha“, entfuhr es ihm schließlich. „da haben wir sie ja.“ Der Co-Pilot grinste. „Ich kenne auch so die Stelle, zu der wir fliegen müssen.“

Gespenstisch still zog die unheimlich öde lunare Landschaft unterdessen auf den Bildschirmen vorüber. Die riesigen Kratersenken, zerborsten wirkenden Gebirgsrücken

und die riesigen flachen Ebenen vermittelten dem Betrachter einen bedrückenden Eindruck. Hier herrschte seit Anbeginn der Zeiten wohl schon absolute Stille, Verlassenheit und Schweigen. „Isais“ erreichte schließlich an einer Stelle zwischen Mondrückseite und Vorderseite. Hier, im harten Spiel von grellstem Licht und tiefstem Schatten, zog sich ein mächtiger Gebirgskamm im weiten Halbkreis aus einer zerrissenen Mondebene heraus. Das grelle Licht und abgrundtiefe Finsternis zerteilte die wüsten Felswände. Sie schwebten schließlich über einer Stelle, an der die rauhe Gebirgswand von der Ebene zurücktrat und sich etwas nach innen wölbte. Auch hier waren die Hänge steil und sicher über 400 Meter hoch. Der Boden vor den lunaren Bergzügen zeigte sich allenthalben rissig und mit Geröllbrocken unterschiedlichster Größe übersät. Nur die Einbuchtung an dieser Stelle hatte eine ebene Grundfläche, auf der kaum Steine lagen. Und sie war hier glatt wie ein Tischtuch. Langsam schwebte „Isais“ hinab. Die tote Gesteinswelt leuchtete gespenstisch im grellen Sonnenlicht. Tiefschwarze Schatten hingegen hüllten breite Felsklüfte der Gebirgswand ein, in denen man nicht das Mindeste erkennen konnte.

„Eine verdammt ungemütliche Gegend“, murmelte Hahnfeld leise Brandt zu, der dicht neben ihm in der Kabine saß. Hier waren jetzt alle fünf Männer anwesend. Ihre Augenpaare starrten gespannt und fasziniert auf die unwirkliche Kulisse, die sich ihnen auf den Bildschirmen darbot. Langsam senkte sich „Isais“ noch tiefer hinab.

„Hundert über Grund“, meldete der Co-Pilot mit angestrengter Stimme. „Fünfzig über Grund ...“

„Alles ruhig da draußen“, merkte der Kommandant an, während er angespannt die sich immer mehr nähernden Gebirgswände nun auch durch eine dicke Panzerglasscheibe beobachtete, von der sich die stählerne Abdeckung zückgeschoben hatte. Schon seit geraumer Zeit sendete „Isais“ ein bestimmtes Kennungssignal aus. Ohne dies wären wahrscheinlich schon lange die vernichtenden Abwehrmechanismen der geheimen Mondbasis in Aktion getreten.

„Achtung, Landung in zehn Sekunden“, rief Co-Pilot Strox mit verhaltener Stimme und setzte wenig später die Flugscheibe sanft und präzise am markierten Landepunkt auf der Mondoberfläche auf. Die Magnetfeldkonverter blieben sicherheitshalber noch in Betrieb. Wiederum beobachteten alle die fremdartige Mondlandschaft aufmerksam, aber sie konnten nichts Beunruhigendes feststellen. Einmal war etwas wie ein kurzes Aufblinken in einer Felswand zu sehen, doch es konnte auch ein Lichtreflex sein. Draußen herrschte im Sonnenlicht tödliche Hitze auf den Gesteinen und durch völlige Luftleere zugleich absolute Stille. Die jetzt eingeschalteten Außenmikrofone übertrugen keinen noch so geringen Laut ins Innere der Flugscheibe. Mit ihren fernen, strahlenden Augen standen glänzende Sterne über ihnen im nachtschwarzen All.

„Strox, Sie gehen. Und nehmen Sie ruhig einen von den

Männern hier mit. Die sind auf solche Abenteuer ja geradezu geeicht.“ Gelhaar wandte sich zu seinen Passagieren um. „Wer geht mit, meine Herren?“ Sie hoben alle schweigend gleichzeitig die Hand. Schließlich einigte man sich darauf, daß Brandt den Co-Piloten begleiten würde. Während in der Steuerzentrale die automatischen Kontrollen alles überwachten und die Bildschirme dem dort gebliebenen Strauß weiter die kargen Mondebenen und die nahen Gebirgswände zeigten, halfen Hahnfeld und Gelhaar den beiden Kameraden in die schweren Skaphander.

„Und macht die Abblendung der Sichtscheiben am besten jetzt schon runter“, mahnte der Kommandant, als er ihnen zum Schluß die klobigen Helme aufsetzte. Dann standen sie wie zwei unheimliche Wesen in ihren silbrig schimmernden Schutzanzügen im Vorraum zur Luftschleuse. Hahnfeld drehte das Sicherungsrad zum Schleusenraum auf und hatte dabei deutlich mit der verminderten Schwerkraft zu kämpfen. Mit einem schmatzenden Geräusch öffnete sich die dicke Stahltür. Die zwei in ihre unförmigen Druckanzüge gehüllten Gestalten winkten noch einmal schwerfällig zum Abschied, dann schoben sie sich vorsichtig durch die ovale Öffnung des Luks. Ihre Gesichter waren schon nicht mehr erkennbar, nur die elektrische Beleuchtung spiegelte sich auf den nachtschwarz glänzenden Blenden der Helmvisiere.

Burg Schwarzeck

Der Grottensee

Die nach dem Tod des alten Ordensherren eingetretene Stille auf Burg Schwarzeck trog. Zwar war tatsächlich einige Zeit vergangen, in der eine Art feierliche Ruhe in den Mauern der Burg herrschte, aber nun kam häufiger wieder Besuch. Die beiden Männer und die Frau erreichten immer auf getrennten Wegen Schwarzeck. Ihre unauffälligen Autos verschwanden auch stets rasch hinter dem schweren Burgtor, wo sie auf dem altersgrauen Katzenkopfpflaster unter der Burglinde geparkt wurden.

Sigrun, Manfred Köbis und Wolf waren nach dem Ableben von Trauenfelds in engeren Kontakt geblieben. Sie trafen sich in der kleinen Stadt Kufstein am Fuße des Gebirges. Und bei einem ersten gemeinsamen Gespräch nach längerer Zeit, das die Drei in ihrem Lieblingscafè am Markt führten, kam Köbis wieder auf das Geheimnis des Burgbrunnens zu sprechen. „Da unten ist etwas ... Ich habe dort unten diesen Grottengang mit eigenen Augen entdeckt, er führt in den Berg hinein. Man könnte ihn mit einem Schlauchboot passieren. Ich wette, dieser Wassertunnel zieht sich weit unter das Gebirge. Jedenfalls hatte ich so ein Gefühl, als ich in ihn hineinschaute. Wer weiß, was sich dort noch verbirgt ...“

Sigrun warf ihre langen Haare über die Schulter zurück,

strich sie glatt und sagte: „Diese Sache sollte man unbedingt untersuchen. Wir müssen es tun, bevor der Tunnel eines Tages noch von Unbefugten entdeckt wird. Alte Brunnen ziehen Neugierige nämlich magisch an. Die Burg ist zwar ständig unter Aufsicht, da Mathilde ja dort noch wohnt und täglich nach dem rechten zu sehen scheint. Es wäre aber zu überlegen, ob wir nicht eine weitere ständige Bewohnung Schwarzecks durch zuverlässige Leute realisieren sollten."

„Und wer soll da hinziehen?", wollte Wolf wissen. „Es käme nur jemand aus unserem Ordenskreis in Frage", erwiderte Sigrun. „Mir macht es jedenfalls Sorge, daß die Burg fast nur der alten Mathilde überlassen ist. Sie ist ein herzensguter Mensch, aber auch keineswegs mehr die jüngste und sollte so dort auf Dauer nicht alleine bleiben. Auch zu ihrer Sicherheit schon. Ich denke da nur an den Unbekannten, der damals in Schwarzeck eindrang und von Trauenfeld mit dem Wurfmesser verletzte. Unsere ‚Freunde' sind immer noch da. Und sie würden alles unternehmen und nichts unversucht lassen, wenn sie auch nur den Hauch einer Vermutung hätten, daß dort noch irgend etwas verborgen oder zu holen ist."

„Da hat Sigrun zweifellos recht", warf nun Köbis ein. „Wir könnten nur ein außerordentliche Ordensversammlung einberufen und dieses Problem beraten. Schließlich muß Schwarzeck wirksam geschützt bleiben. So, wie es jetzt ist, ist es nicht gut."

„Ja, aber das hat noch etwas Zeit. Laßt uns vorerst einen

Blick in den Brunnen werfen“, ließ sich Sigrun wieder vernehmen. „Wir sollten aber vorher ein Schlauchboot besorgen und etwas weitere Ausrüstung, die für eine solche feuchte Höhlentour notwendig ist. Zumindest eine erste Erkundungsfahrt würde ich gerne unternehmen, bevor wir weitersehen. Dies gibt uns auch ausreichend Argumente für den verstärkten Schutz der Burg, wenn eine Vollversammlung einberufen wird.“

„Vollversammlung ist gut“, schmunzelte Köbis traurig. „Wie viele sind wir denn noch? Gerade mal eine Handvoll Leute, wenn es hoch kommt. Und dabei haben wir noch so Wichtiges auszurichten ... Ich bin daher sowieso dafür, Wolf nunmehr als reguläres Mitglied in unsere Gemeinschaft aufzunehmen. Frisches Blut schadet nie!“ Wolf indes grübelte, warum Meurat sich nicht mehr meldete. Er wollte und mußte nach Frankfurt an der Oder, um dort nachzuschauen, denn irgend etwas kam ihm spanisch vor.

Wenige Tage später war es dann schon soweit. Alle notwendige Ausrüstung lagerte in einem Kellergewölbe auf Schwarzeck. Zu früher Morgenstunde trafen sich die Beteiligten auf der Burg, wo sie sich in der Küche versammelt hatten. Mathilde schob Kaffeekannen auf dem Herd hin und her. Sie blühte regelrecht wieder auf, nachdem sie ihrer so lange entbehrten Tätigkeit in diesen Mauern wieder für liebe Gäste nachgehen durfte. Fröhlich und unbeschwert saßen dann alle zu Tisch. Die über den Wäldern aufgehende Morgensonne schien schon sanft durch das grüne Laub des

alten Baumes auf dem Burghof, und die Morgenfrische zog zum geöffneten Küchenfenster herein. Andächtig blieb Mathilde nahe bei ihm stehen.

„Wie hat der gesegnete Herr von Trauenfeld doch immer gesagt: Wenn dieser Baum einst abstirbt, wird Dunkelheit über das deutsche Land fallen ... Ich weiß zwar nicht, wie er das meinte, aber laßt uns alle hoffen, er möge noch unzählige von Jahre hier blühen und wachsen."

Köbis, Wolf und Sigrun stimmten ihr heiter zu und nötigten sie, sich endlich mit an den Tisch zu setzen. Sie sprachen beim gemeinsamen Frühstück über die Zukunft Schwarzecks. Während starker Kaffee aromatisch aus den blauen Tassen dampfte und herzhaft auf die Semmeln und die reichliche Wurstplatte zugegriffen wurde, meinte Köbis genießerisch kauend und wie nebenbei: „Liebe Mathilde, was meinen denn Sie, gibt es unter der Burg noch Dinge, die im Verborgenen ruhen? Irgendetwas ist da doch mit dem Brunnenschacht.

„Seien Sie vorsichtig", antwortete die Angesprochene nach einer Weile sichtlichen Nachdenkens. „Ich weiß zwar auch nichts genaues, aber zu Kriegsende hatte von Trauenfeld hier Leute vom Forschungsamt Ahnenerbe da. Sie suchten etwas. Und unser seliger Burgherr war ebenfalls von den Rätseln angetan. Er war halt auch ein großer Mystiker, die alten Götter seien seiner Seele gnädig. Die Herren gingen damals sehr ernsthaft zur Sache, doch sie kamen nicht mehr groß zu ihren Forschungen. Der Amerikaner war ja nicht

mehr weit. Doch habe ich damals einmal per Zufall ein aufgeschlagenes Buch in der Bibliothek liegen sehen, mit dem sich von Trauenfeld damals ausführlich befaßte. Er hatte es immerzu in den Händen und machte sich Notizen und Skizzen. Und einmal sah ich eine seltsame Zeichnung auf seinem alten Schreibtisch ausgebreitet. Sie zeigte weite Höhlensysteme. Ich erinnere mich ganz deutlich an sie. Mein verstorbener Mann war ja bei der Bergwacht und kannte sich auch mit Höhlen sehr gut aus. Wir hatten ähnliche Zeichnungen zu Hause, wo er sie öfter betrachtete und mir auch erläuterte. Es hatte ihn immer gereizt, mal eine der zahlreichen unerforschten Höhlen des Untersberges zu erkunden. Aber daraus ist nie etwas geworden. Er wurde krank und starb ja dann", sinnierte Mathilde mit betrübtem Blick. „Jedenfalls interessierten sich die Leute vom Ahnenerbe wohl für diese Dinge, denn von Trauenfeld saß nächtelang mit ihnen zusammen. Und am Morgen konnte ich dann hin und wieder die Spuren ihrer langen Beratungen sehen. Er wollte das Ahnenerbe wohl dazu benutzen, das unterirdische Reich dieser alten Burg zu erkunden - dies vermute ich jedenfalls. Aber es kam ja dann alles ganz anders. Die Leute vom Ahnenerbe zogen mit einem Trupp extra eilends herangeschaffter Baupioniere in die Felsen weit oberhalb der Burg hinauf. Sie mußten wohl dort auf etwas gestoßen sein. Ich glaube heute noch, daß sie ein sicheres Versteck für ihr geheimes Gut suchten. Von Trauenfeld nahmen sie jedenfalls nicht mit. Er blieb auf Schwarzeck zurück und machte einen etwas verbiesterten Eindruck, damals in jenen Tagen.

Das ist freilich starker Tobak“, sagte Köbis dann. Setzte aber nachdenklich hinzu: „Doch warten wir ab, was sich uns dort unten zeigen wird. Möglich ist ja vieles.“

„So sollen beispielsweise vom Untersberg zwölf sogenannte Geistergänge hinaus ins deutsche Land führen“, erzählte Sigrun weiter. Wieder warf sie ihre lange Haarpracht zurück, räusperte sich und fuhr fort. „Dieser wohl geheimnisvollste der deutschen Berge, der unbestritten mystischste von allen hat unzählige Höhlen. Und nur wenige gelten heute als offiziell erforscht. Wer weiß, was es da drinnen für Wunder noch zu schauen gibt. Und nicht umsonst haben die Altvorderen unseres Ordens die geheimnisvollen Massive dieses Berges als Versteck für den schwarz-violetten Stein gewählt, als sie ihn auf Isais‘ Weisung dort verbargen. Nun aber sind aber wir, die sich nach ihrem schwarzen Stein nennen, glücklicherweise in den Besitz des alten Wissens zurückgelangt.“

Schweigen kehrte in die Runde am Tisch ein. Die Morgensonne hatte sich schon hoch über den Waldrändern nahe der alten Burg erhoben. Ihr weithin goldener Schein tauchte das Mauerwerk des Burghofs in ein warmes Licht, und in den Zweigen des alten Baumes begannen die Vögel immer lauter ihr Morgenlied zu singen.

„Nun laßt uns aber aufbrechen“, rief Köbis endlich. „Wir haben geschwätzt und gut gefrühstückt. Es wird nun Zeit, Taten folgen zu lassen.“

Während Mathilde das benutzte Geschirr vom Tisch räumte und leise ein altes Lied vor sich hin trällerte, verließ die Gruppe leise die gemütliche Burgküche. Sie gingen hinaus auf den Hof, wo sie ihre Ausrüstung aus einem Kellerverschlag holten. Die beiden Männer schleppten alles in das noch immer nachtkühle Brunnenhaus, nachdem sie zuvor dessen schwere Eichenholztür knarrend geöffnet hatten. Polternd ließen sie dann die verschiedenen Gegenstände neben dem steinernen Brunnenring zu Boden fallen. Wolf beugte sich über dessen breiten Saum und leuchtete mit einem starken Handscheinwerfer in die Tiefe. Sehr weit unten glaubte er den schwarzen Wasserspiegel schimmern zu sehen.

„Ja, da geht es ein schönes Stück hinab“, dröhnte Köbis hinter ihm. „Sicher so an die 70 Meter. Es hatte eine Weile gedauert, eh‘ von Trauenfeld mich da hinab abgeseilt hatte. Und bei allen Göttern, es war mir nicht einerlei.“

„Sie sind eben ein mutiger Mann“, versuchte Sigrun zu scherzen, während sie die hingeworfenen Ausrüstungsteile sortierte. „Und heute gehen wir ja zu dritt auf Erkundung. Es wird schon alles klappen.“

„Mögen Odin und Freya uns beistehen“, ließ sich Köbis wieder murmelnd vernehmen. „Wir werden ihre Gunst brauchen können.“

Eine halbe Stunde später war die starke elektrische Seilwinde installiert, die sie in einem speziellen Gurtzeug einzeln und sicher in die Tiefe herablassen würde.

Schwitzend, aber zufrieden begutachteten schließlich die beiden Männer ihr Werk. „Nun denn“, sagte Wolf, „gehen wir es an.“

Das alte, große Militärschlauchboot ließen sie im zusammengepackten Zustand als erstes hinab. Dann begann die Winde die einzelnen Mitglieder der kleinen Expedition nach unten zu befördern. Leicht schaukelnd und drehend verschwanden sie im dunklen, feuchten Brunnenschacht. Das Stahlgestell der Winde knarrte dabei leicht, hielt aber der Belastung spielend stand. Dennoch kniff Sigrun fest die Augen zusammen und Schauer gingen ihr über den Rücken, als es an ihr war, in die Tiefe des alten Brunnens zu sinken. Wolf war der Letzte. Inzwischen hatte Köbis unten mittels einer starken Druckluftpatrone das robuste Schlauchboot aufgeblasen und wartete ihn ihm, bis die anderen gefolgt waren. Endlich befanden sich auch Sigrun und Wolf bei ihm. Zu dritt saßen sie jetzt in dem leicht schwankenden Boot und leuchteten mit ihren Scheinwerfern die sich hier ausweitenden Felswände der alten Brunnenkessels ab. Über ihnen pendelten am Ende des geölten Stahlseils das Gurtgeschirr und der Schaltkasten der Winde. Sie bräuchten bloß wieder in die Halterungen zu steigen, die Bedienung drücken, und schon würde der starke Motor mit dem ausgeklügelten Übersetzungsgetriebe sie wieder nach oben bringen. Sollte wider Erwarten tatsächlich etwas schief gehen, wußte immerhin Mathilde Bescheid.

„Ist das hier unheimlich“, flüsterte Sigrun, als der

Lampenschein in die Felsöffnung glitt, die ganz offenbar tief ins Bergesinnere führte. Alles war so, wie Köbis es beschrieben hatte. Schwarz glänzte in dem Tunnel das Wasser und seine felsigen Wände schimmerten im Licht feucht.

„Machen Sie mal Ihr Feuerzeug an, Wolf“, sagte Köbis leise. Es schnippte, und der Angesprochene hielt mit ausgestrecktem Arm die gelbe Flamme nahe an die niedrige Tunnelöffnung, vor der sie jetzt im Boot trieben.

„Ich weiß schon, was Sie wollen“, sagte er. „Seht, es flackert. Hier ist ein Luftzug. Auch wenn er noch relativ schwach zu sein scheint.“

„Irgendwo da drin gibt es vielleicht Spalten zur Erdoberfläche“, mutmaßte Sigrun. „Jedenfalls muß die Zugluft ja irgendwo von dort kommen."

Dann nahmen die beiden Männer die kurzen, starken Paddel und trieben das Boot in den Tunneleingang. Nachdem sie hier kurz verweilten, um das Lot hinabzulassen, stellten sie fest, daß die Wassertiefe hier, wie im Brunnenkessel selbst, auch noch immer an die drei Meter betrug. Doch war der Wasserspiegel absolut ruhig, und keine Strömung machte sich bemerkbar. Von vorsichtigen Paddelschlägen getrieben, schwammen sie tiefer in den halb mit Wasser gefüllten Grottengang hinein. Alle mußten jetzt die Köpfe einziehen, denn die rauhe gewölbte Felsendecke zog dicht über ihnen entlang.

„Wenn die später weiter runtergeht, ist Schluß“, gab Wolf zu bedenken. Doch ihr von Felsen umsäumter Wasserweg blieb in seiner Höhe wie er war.

Während Wolf und Köbis paddelten, leuchtete Sigrun mit dem stärksten ihrer Scheinwerfer den geheimnisvollen Gang nach vorne aus und gab hin und wieder mit gedämpfter Stimme kurze Steueranweisungen. Es herrschte eine eigentümliche Atmosphäre von Spannung, durchsetzt mit einem Hauch Unwirklichkeit.

„Ist dieser Tunnel nun natürlich entstanden, oder hat ihn jemand vor Urzeiten in den gewachsenen Fels geschlagen?“ Die Frau schaute sinnend auf die langsam am Boot vorbeiziehenden massiven steinernen Wände.

„Das ist so schlecht zu sagen“, antwortete Köbis murmelnd, während er sein Paddel weiter kräftig durch das nachtschwarze Wasser des Kanals zog. „Man müßte es Stück für Stück genau untersuchen. Aber wir wollen erstmal sehen, wohin uns dieser so nasse Tunnelgang führt.“

Sigrun ließ ihre linke Hand über den gewölbten Bootsrand ins dunkle Wasser hängen.

„Es ist eisig“, stellte sie darauf beklommen fest. „Paßt also schön auf, damit wir hier nicht kentern.“

„Das fehlte noch“, grinste Wolf. „Wir wollen doch hier kein Bad nehmen, sondern eher wieder trockenes Land

suchen. Irgendwo wird der Tunnel ja schließlich hinführen ...“

„Da vorn ist eine Biegung!“ rief Köbis plötzlich. Und tatsächlich machte die ominöse unterirdische Wasserstraße in einer Entfernung von etwa 50 Meter eine leichte Linkskrümmung. Mit höchster Spannung trieben sie das Boot weiter. Der helle Strahl aus Sigruns Lampe geisterte weit voraus über die felsigen Wände und brach sich immer wieder auf der glänzenden Wasserfläche. Nach der Biegung des Tunnels hob sich die bis dahin niedrige Gesteinsdecke allmählich an.

„Hier kommt jetzt etwas“, flüsterte Köbis erregt, und Wolf starrte ebenfalls gebannt in einen dunklen Dom, der sich jetzt im Licht der Lampen seinen Entdeckern zeigte.

Das Schlauchboot trieb nun mit seiner Besatzung auf einer Wasserfläche dahin, deren Uferbereiche nicht sofort in vollem Umfange vom Licht der drei Lampen erfaßt werden konnten. Sie hielten nun alle verfügbaren Lichtquellen in den Händen und versuchten, das eben entdeckte mächtige Gewölbe auszustrahlen. Die Felsendecke hatte sich, nachdem sie aus dem Tunnel heraus waren, sofort bis ein eine Höhe von vielleicht 20 Meter zurückgezogen. Sie hing jetzt als gewaltiger Felsendom weit über ihnen in der Dunkelheit. Wie es sich zeigte, schwammen sie fast im Zentrum eines recht ausgedehnten Höhlensees, der auf seiner südlichen Seite sogar einen begehbaren Uferbereich hatte. Dort setzte sich die geheimnisvolle Grotte wohl auch weiter in die Tiefe des

Berges fort.

In der Mitte des geheimnisvollen Gewässers erhob sich eine kleine Insel. Sprachlos schauten die drei auf deren Felsenfläche, wo sich anscheinend mehrere Bauten erhoben. Die Ufer der Insel bestanden aus schroffen Felswänden, die bis in eine Höhe von rund drei bis vier Meter reichten.

„Seht ihr das?“ entfuhr es Köbis begeistert. Auch seine beiden Gefährten im Schlauchboot starrten gebannt auf das felsige Eiland, das sich ihnen in einem die Grotte ausfüllenden unerklärlichen Lichtschimmer immer deutlicher zeigte.

„Das ist ja phantastisch“, murmelte nun auch Sigrun und faßte vor Aufregung Wolf an die Hand. Mit einem heimlichen leichten Schauder nahm er ihre Berührung wahr. Während Köbis angestrengt sein Paddel durch das stille, dunkle Wasser des Grottensees zog überlegte Wolf, trotz der ungewöhnlichen Situation, daß ihm die Berührung der Frau alles andere als unangenehm war. Doch seine Gedanken waren sofort wieder bei Sabine.

Die Insel lag etwa noch 80 Meter vom Boot entfernt. Geräuschlos durchschnitt der Gummirumpf den dunkel glänzenden Wasserspiegel. Als sie sich der kleinen Insel weiter näherten erkannten sie, daß die Gebäude auf den Felsen uralt sein mußten. Wer auch immer sie gebaut haben mochte, hatte sein Handwerk verstanden. Sie waren massiv und schienen schon seit ewigen Zeiten dort zu stehen. Es ließ sich aber kein ihnen bekannter Architekturstil feststellen. Am

ehesten glichen sie noch der jeweils ersten Terrasse mittelamerikanischer Stufenpyramiden aus der Mayazeit. Nur das eben der ganze Überbau fehlte.

Endlich gelangten sie an den felsigen Gestaden an; das seltsame Licht glomm weiter in der Höhle. Doch überall zeigten sich vorerst nur schroffe und steile Felswände, die vom Boote aus nicht zu erklimmen waren. Sie ruderten weiter und suchten das steile Inselufer nach einem Zugang ab. Fast hatten sie das Inselchen vollends umrudert und waren schon enttäuscht, keinen Zugang gefunden zu haben, als sich im Dämmerlicht eine dunkle Klamm in der Felswand öffnete. Hastig und aufgeregt trieben sie das Schlauchboot hier an das Ufer. Wie sich herausstellte, führte in dem Felsenspalt eine, ebenso wie die Bauten, uralte steinerne Treppe auf das Plateau hinauf. Die Anlegestelle war klein, bestand jedoch aus einer schmalen Felsenplattform, die etwa einen Meter über dem Wasserspiegel ragte. Hier gab es auch einen stabilen Metallpoller, dessen seltsames Material glänzte, als wäre es eben poliert worden.

Fast ehrfurchtsvoll legten sie an. Der Schein ihrer Lampe bestrich die felsige Fläche und wanderte zum Treppenaufgang im Fels. Zuerst sprangen die beiden Männer an Land. Sie machten das Boot sorgfältig fest und halfen Sigrun hinauf auf die Plattform. Diese schulterte ihre Umhängetasche und wandte sich mit ihren beiden Gefährten auf der im diffusen Halblicht ruhenden breiten Steintreppe zu, die sich der Anlegestelle anschloß.

„Wenn wir jetzt hoch gehen, können wir auf Überraschungen stoßen“, sagte Wolf leise.

„Daher ist es sicher besser, wenn Sigrun hinter uns bleibt“, warf Köbis ein. Sigrun lächelte leise, schickte sich aber in den Vorschlag des Mannes.

„Ihr seid aber sehr besorgt um mich“, sagte sie.

„Dann laßt uns jetzt gehen“, erwiderte Köbis und ging mit Wolf voran die steinernen Stufen nach oben. Im Licht ihrer Handlampen tauchte plötzlich etwas auf, als sie ungefähr die halbe Höhe erreicht hatten. Weiter oben schimmerte etwas Weißes. Sie gingen darauf zu und standen bald vor einem menschlichen Skelett. Es war in Fetzen altertümlicher Kleidung gehüllt, trug noch seinen Helm auf dem blanken Schädel und hielt in den knochigen Händen noch immer ein starkes Schwert.

„War das ein Wächter?“ rätselte Köbis und schaute, sich leicht schüttelnd, auf die sterblichen Überreste hinab. Sigrun bückte sich. Behutsam faßte sie in die zerfallenden Gewebereste der einstigen Kleidung des Toten. Als sie wieder aufstand, hielt sie einen kleinen Gegenstand in ihren Händen. Es war eine Art Brosche. Golden strahlte sie, deutlich als Templerkreuz geformt, ihre Betrachter an.

„Es glänzt wie am ersten Tag“, freute sich Sigrun. „Er wird es uns doch nicht verübeln, wenn wir es mitnehmen, um es genau zu untersuchen?“

„Sicher wird er das nicht“, meinte Wolf. „Außerdem können wir es ihm ja wieder zurückbringen. Wir werden ja wohl noch öfter hierher kommen.“ Nachdenklich drehte Köbis den wertvollen Metallgegenstand in seinen Händen, nachdem Sigrun ihm diesen gab.

„Sollten wir etwa auf eine geheime Komturei gestoßen sein? Sie liegt ja dann so versteckt, daß sie hier alles Mögliche verbergen konnten. Selbst der schwarz-violette Stein wäre hier sicher gewesen.“

„Nein, wäre er nicht“, konterte Sigrun. „Er ruht ganz sicher im Untersberg. Und schließlich haben wir ja auch den Zugang hierher gefunden.“

„Aber erst, nachdem ich den Brunnen mit von Trauenfeld untersucht und den Wassertunnel aufgespürt hatte!“ Köbis plusterte sich etwas auf. „Stellen Sie sich das nicht so einfach vor. Es war eigentlich ein großer Zufall. Hätte das Wasser höher gestanden - kein Idee! Nichts hätten wir jemals vermutet, geschweige entdeckt. Überhaupt, der Wasserspiegel. Wie regelt der sich hier? Und woher kommt eigentlich das ganze Naß?“ Mit einer weiten Handbewegung wies er zum unten liegenden Höhlensee.

„Das ist eine berechtigte Frage“, schaltete sich jetzt Wolf ein. „Am Ende gibt es gar noch einen geheimen Mechanismus, der die Höhe des Wasserstandes beeinflußt ...“

„Und wie, bitte schön, sollte der funktionieren?“ gab

sich nun Sigrun neugierig. „Auf jeden Fall wäre dies ein hervorragendes Mittel, den Zugang zu dieser Grotte zu tarnen. Der Uferbereich scheint mir eh etwas sehr hoch erbaut. Man sollte schleunigst die Anlegemauer untersuchen, ob es Spuren einst höherer Wasserstände gibt. Stellt euch vor, plötzlich steigt die Brühe hier an ...“

„Dann sitzen wir in der Falle“, gab Köbis nachdenklich zu. „In einer unter Umständen tödlichen Falle.“

„Da reichen mitunter vielleicht schon Unwetter mit starken Regenfällen. Ich wette, der Wassertunnel geht von hier aus sicher irgendwo noch viel weiter und es gibt auf der Gegenseite eine Fortführung“, setzte Wolf aufgeregt hinzu.

„Ihr macht mir langsam richtig Angst, wißt ihr das eigentlich“, beschwerte sich jetzt Sigrun. „Ich bin bestimmt nicht zimperlich, aber wenn ich so etwas höre ... Danke, da reicht es mir, meine Herren.“ Die drei unterhielten sich noch etwas über die merkwürdigen Umstände, die zu der unheimlichen Entdeckung geführt hatten, dann machten sie sich auf den Weg über alte Steinstufen, die terrassenartig in die Dämmerung führten. Ein unwirkliches Leuchten ging von den Felswänden der Grotte noch immer ringsum aus. „Was kann das nur sein, das uns hier unten dieses Licht spendet?“ flüsterte Sigrun leise zu ihren Gefährten.

„Möglicherweise handelt es sich um ein chemisches Phänomen“, grübelte Köbis laut vor sich hin. „Die Alten werden es schon gewußt haben.“

Sie ließen den Toten auf den Treppenstufen weit hinter sich und stiegen das letzte Stück empor. Oben angekommen blieb Sigrun hinter den beiden Männern stehen, die sich zuerst aufmerksam umsahen. Doch alles blieb, wie erwartet, still und verlassen.

„Woher sollte hier auch Gefahr drohen?“ sagte Wolf zu seinen beiden Begleitern.

„Man kann ja nie wissen. Sicher ist sicher“, gab Köbis zu bedenken.

„Ihr seid mir zwei rechte Angsthasen“, lachte Sigrun jetzt wieder überraschend zuversichtlich leise auf. „Mit kommt hier alles so still und friedlich vor, auch wenn der alte Tempelritter dort unten seine letzt Ruhe fand und wohl auch suchte.“ Mit leichten Schritten ging sie den Männern jetzt mutig voraus. Vor ihnen lagen auf der ebenen Felsenfläche die vier seltsamen Gebäude. Sie waren, wie man bald feststellte, mit ihren Längsachsen in Kreuzform zueinander angeordnet. Im Zentrum einen größeren Platz bildend, auf dem sich etwas erhob, das sie bei der Anfahrt mit dem Boot nicht hatten sehen können. Es war ein großer viereckiger Monolith, der am ehesten einem übergroßen Altarblock glich.

Schweigend waren sie zwischen den merkwürdigen Bauten hindurchgegangen und standen jetzt vor dem rätselhaften Steinblock.

„Was mag der wohl bedeuten?“ fragte Wolf und begann

ihn aufmerksam zu umrunden.

„Sieht aus wie ein riesiger, uralter Kultstein. Und wie haben die den damals nur hierher bekommen?“ überlegte Köbis laut.

Sigrun setzte ihre große Umhängetasche ab, deren Inhalt den beiden Männern schon die ganze Zeit Rätsel aufgab und begann sich ihrerseits eingehend mit der strukturierten Oberfläche des Felsblocks zu beschäftigen. Verwundert sahen Wolf und Köbis ihr dabei zu.

„Es scheint ja bald“, flüsterte Wolf Köbis zu, „als wenn unsere Dame auf das Ding geradezu gewartet hätte.“

Währenddessen stand Sigrun auf dem den Block am Fuß umgebenden Steinsims und tastete mit den Händen die Ornamente auf seiner Oberfläche ab.

„Ich glaube fast sie weiß etwas mehr, als wir beide zusammen“, raunte nun Köbis Wolf zu, wobei er das Tun der Frau aufmerksam verfolgte. Sigrun ließ sich aber durch die Flüstereien ihrer beiden nicht stören. Schließlich unterbrach sie ihre Untersuchung.

„Mit staunenden Blicken betrachteten sie noch immer das große altarähnliche Gebilde, das sich vor ihnen erhob. Der mächtige dunkle Steinblock war mit rätselhaften runenähnlichen Symbolen bedeckt. Auf seiner Oberfläche lag nur ganz wenig krustenartiger Staub vom Alter. Vorsichtig

gingen sie näher heran. Nur zögernd berührten ihre Hände die Oberfläche des kalten Steins.

„Was ist das nun wieder?“ ließ sich Wolf vernehmen. „Rätsel über Rätsel tun sich hier auf“, antwortete Köbis leicht verärgert. „Was werden wir wohl noch hier unten alles entdecken.“ Sigrun ließ die beiden Männer vor dem steinernen Gebilde stehen und wandte sich seiner dunklen Rückseite zu. „Kommt mal schnell her“, rief sie kurz darauf. Als ihre Begleiter neben ihr standen, zeigte sie ihnen ihre Beobachtung. An der Rückfront des Felsquaders war ein Gesicht eingemeißelt. Mund und Augen stellten tiefe Höhlungen dar. Das Haupt war mit einem mächtigen Helm geschützt. Als sich die drei bückten, um das steinerne Gesicht näher anzusehen, blitzte es ihnen plötzlich etwas aus der steinernen Mundhöhle entgegen. Das schwache Licht brach sich hier auf einer kristallartigen Oberfläche. Neugierig tastete Wolf mit den Fingern in die Höhlung hinein.

„Vorsicht“, rief Sigrun. „Nur Vorsicht, wir wissen nicht, was geschehen kann. Vielleicht lösen wir so einen verborgenen Mechanismus aus. Was das für schreckliche Folgen haben kann, ist mir noch zu sehr in Erinnerung.“ Blitzartig zog Wolf seine Hand zurück. „Was sollen wir denn nun aber tun?“ fragte er. Köbis runzelte die Stirn. „Ja, zum Teufel, die Frage ist gut.“ Schnaufend machte er seinem Unmut Luft.

Die drei setzten sich auf den breite steinerne Stufe, die den Block umgab.

„Und was mag es wohl mit den vier Häusern auf sich haben?“ überlegte Wolf jetzt laut.

Sigrun legte ihre Hand auf sein Knie. „Das werden wir feststellen, wenn wir sie uns von innen anschauen. Aber ich glaube, es wird sich nichts Interessantes in ihnen finden. Das Geheimnis dieser gesamten Anlage ruht wohl eher hier. Dieser altarähnliche Block steht ja genau in ihrem Zentrum. Ihm kommt sicherlich eine wichtige Funktion zu.“

Köbis stand auf und reckte sich. „Aber unheimlich ist das doch alles“, stieß er laut hervor.

„Was mag das wohl alles zu bedeuten haben?“

Sigrun, deren Hand auf den Stein ruhte, blitzte ihn mit ihren grünen Augen an.

„Ja, Köbis hat schon recht. Aber so unheimlich kommt es mir nicht vor. Eher mehr geheimnisvoll.“ Leise seufzend nahm sie ihre Hand von dem Stein „Ich liebe das Geheimnisvolle“, flüsterte Wolf aufgeregt. Sigrun warf ihm einen rätselhaften Blick zu und strich sich mit einer züchtigen Handbewegung lächelnd den Stoff ihrer Bluse glatt. Köbis war indes aufgestanden und besah sich seit Minuten die vier alten Gebäude näher, die den Platz umgaben.

„Drei der Häuser sind ganz einfach offen und leer“, erzählte er Sigrun und Wolf, als er wiederkam.

„Das vierte Haus“, und er wies mit seiner Hand zu ihm,

„ist mit einer dicken Metalltür verschlossen, die wahrscheinlich aus Bronze ist. Sie hat aber weder eine Klinke, noch ein Schloß oder einen anderen sichtbaren Öffnungsmechanismus. Ihr müßt sie euch ansehen. Sie ist, wie die Oberfläche dieses Steins, mit vielen Verzierungen bedeckt.“

Sigrun und Wolf, die noch Blicke wechselten, ohne das es Köbis überhaupt auffiel, erhoben sich jetzt ebenfalls wieder.

„Nun will ich euch beiden mal etwas erzählen“, wandte sich Sigrun jetzt an die Männer. „Als unser Ordensherr von Trauenfeld seine letzten Stunden kommen sah, war ich ja bei ihm. Er erzählte mir viele Dinge. Aber auf die Geschichte mit dieser Höhle kam er erst ganz am Ende zu sprechen. Seine Kräfte hatten schon sehr nachgelassen. Und so bekam ich nur noch einige verworrene Sätze darüber zu hören. ‚Ihr müßt hinunter in den Brunnen‘, flüsterte er damals nur noch ganz leise mir zu. ‚Da unten ... du mußt das hier mitnehmen‘, verriet er mir noch mit letzten Kräften. Dabei gab er mir diesen Gegenstand.“ Sigrun bückte sich, öffnete ihre Umhängetasche, und zog einen massiven Metallgegenstand daraus hervor. Es war ein schweres Kreuz, das nun glänzend in ihrer Hand ruhte.

„Ein echtes Templerkreuz“, ächzte Köbis vor Überraschung.

Wolf beugte sich vor und betrachtete den Gegenstand

bewundernd.

„Und das hat der alte von Trauenfeld dir gegeben?“

„Ja, das hat er getan“, antwortete die Frau. „Aber er hat mir leider keine weiteren Erläuterungen geben können. Nur noch von einer Art Licht sprach er in diesem Zusammenhang. Was das bedeuten sollte, weiß ich aber nicht.“

Das metallene Kreuz ging nun von Hand zu Hand. So sehr die Drei sich auch bemühten konnten sie doch nicht feststellen, aus für einer Art Metall es war.

„Mir kommt es vor, als wenn es gar aus Platin bestünde und schrecklich wertvoll ist“, ließ Köbis sich endlich vernehmen, nach dem er es nochmals intensiv in Augenschein genommen hatte. „Der Glanz und die Farbe des Metalls deuten jedenfalls darauf hin.“

„Es muß jedenfalls hier unten eine bestimmte Funktion zu erfüllen haben“, rätselte Wolf. „Von Trauenfeld hat es Sigrun ja nicht umsonst gegeben und wohl den Weg in diese Höhle gemeint, wenn er von dem Brunnen sprach.“

Die drei Personen standen jetzt an der Wand einer der vier gebäudeähnlichen Bauten. Ihre Blicke wanderten grübelnd über die seltsamen Häuser und den rätselhaften Steinblock in ihrer Mitte. Über eine Stunde war seit ihrer Ankunft auf der Insel vergangen. Inzwischen hatten sie auch probiert, ob Sigruns Kreuz eventuell irgendwie in die

Ornamentik der Metalltür passen könnte, die eines der Häuser verschloß. Doch dies war vergebens gewesen. Sie standen nun vor einem Rätsel, doch auch in die steinernen Verzierungen des Felsblocks ließ es sich nirgends einpassen.

„Und das hätte ich doch am ehesten angenommen“, stöhnte Wolf nun fast verzweifelt. „Es kann doch eigentlich nur so funktionieren.“

„Von Trauenfeld hat aber noch etwas von einem Licht zu mir geflüstert“, gab sich Sigrun nachdenklich.“ Vielleicht hat damit etwas zu tun?“

Unterdessen umrundete Köbis den geheimnisvollen Steinblock erneut. Er schaute auch an die weite Höhlendecke, die sich in einer riesigen Wölbung über den Höhlensee mit der Insel in der Mitte erstreckte.

„Wenn hier etwas mit Licht ist“, sagte er endlich, „dann kann es wohl nur von oben kommen, wie es sich für jeden ordentlichen Lichtstrahl von unserer Sonne verhält.“ Seine Hand beschrieb einen Kreis über dem Kopf. „Das merkwürdige Dämmerlicht, das

hier herrscht, sickert ja aber nur durch irgendwelche Felsenspalten in der Decke hier hinunter. Ich glaube jedoch, daß unser Rätsel damit zusammenhängen könnte.“

Es war elf Uhr vormittags. In den Brunnen eingestiegen waren sie um acht Uhr früh. In den wenigen Stunden hatten

sie viel Ungewöhnliches erlebt und gesehen. Doch nun kamen sie nicht weiter. Hier half wieder Sigrun. Aus der schier unergründlichen tiefen ihrer Umhängetasche zog sie jetzt ein großes Paket hervor. Unter dem freudigen Aufstöhnen der Männer entpuppte es sich als gut gefüllte Proviantbox. Und sie förderte auch noch eine große Thermosflasche ans Licht, die mit duftendem heißem Kaffee gefüllt war.

„So etwas fällt ja nur Frauen ein“, sagte sie spitz zu ihren Begleitern. „Wenn ich mich auf euch Männer verlassen hätte, würden wir hier unten ja fast verhungern müssen. Und übrigens, Milch und Zucker gibt’s hier auch noch“, lachte sie.

„Ja, diese Frau ist ein wahrer Segen“, seufzte Köbis dankbar, während er schon zulangte. Auch Wolf griff herzhaft zu. Während die drei aßen, verging die Zeit wie im Flug. Zum Schluß widmeten sie sich genußvoll dem in der Frühe frisch gebrühten Kaffee. Sigrun hatte sogar nicht vergessen, ein paar Plastiktassen mitzunehmen. Nun kräuselte über ihren Köpfen auch der blaue Rauch von Zigaretten auf.

„Ja, so läßt es sich auch hier unten ganz gut aushalten“, freute sich Wolf. „Da kann man seine Gedanken recht gut ordnen.“

Nachdem sie ihre Tasse ausgetrunken hatte, griff Sigrun wiederum in ihre Tasche. Köbis warf schon neugierige Blicke hinein.

„Nein, nicht was sie denken“, lachte Sigrun. Jetzt gibt es

keine neuen Fressalien. Ich habe aber hier noch ein paar Papiere, die von Interesse sein könnten.“

In ihren Händen tauchten jetzt ein paar Blätter auf, die anscheinend sehr alte Zeichnungen enthielten. „Die habe ich aus dem Archiv von Trauenfelds. Vielleicht helfen sie uns weiter.“ Wie sich herausstellte, zeigten sie einen Querschnitt des Berges, in dessen Tiefen sie sich jetzt befanden. Ein mittelalterlicher Zeichner mußte die Graphiken angefertigt haben. Doch so genau wie sie sie auch betrachteten, kamen sie der Lösung des Rätsels doch nicht näher. Sie wendeten die Blätter, hielten sie auf Vorschlag Wolfs gegen das Licht ihrer starken Handlampen und betrachteten sie erneut eingehend, aber es fand sich einfach keine Erklärung. Etwas ratlos legten sie die alten Zeichnungen wieder aus der Hand. Sigrun faltete sie traurig zusammen und machte sich daran, sie wieder sorgfältig zu verstauen, als Köbis plötzlich aufgeregt den Arm nach oben streckte und aufgeregt rief: „Da, seht mal!“

„Ein Lichtstrahl!“ auch Wolf sah jetzt den heller werdenden Sonnenstrahl, der offenbar durch einen ganz besonderen und gut verborgenen tiefen Spalt im Berg hereindrang.

„Es ist jetzt übrigens genau zwölf Uhr mittags“, bemerkte Sigrun, auf ihre Armbanduhr schauend. „Dieser Strahl kann nur das Licht sein, von dem von Trauenfeld zuletzt redete. Nur es kann uns den Weg jetzt noch zeigen! Ein Glück, dass die Sonne wohl draußen so stark heute scheint.“

Gespannt verfolgten die Frau und die beiden Männer, wie sich der Lichtstrahl verstärkte. Die Sonne war draußen nun wohl an ihrem höchsten Punkt der Tagesbahn angelangt und schien mit voller Intensität durch einen Kanal in der Felsendecke, der anscheinend extra für diesen Lichteinfall angelegt worden war. Die unbekannten Baumeister hatten ihn so installiert, daß die im Zenit stehende Sonne einen gebündelten Strahl in die Tiefe des Berges sandte, wo er nun, zum Erstaunen der drei Beobachter, auf einem bestimmten Punkt der an der Oberfläche verzierten Altardecke auftraf.

„Seltsam“, entfuhr es Köbis. „Wenn wir zu einer anderen Zeit hier gewesen wären, hätten wir das Phänomen sicher nicht entdecken können. Und wo endet überhaupt draußen der seltsame Schacht im Fels, durch den das Licht offenbar kommt? Wir sind hier immerhin glaube ich sehr tief im Berg. Aber das alles wird wohl für immer ein Rätsel bleiben“, resignierte Köbis.

„Schnell, Sigrun, bringe das Kreuz her“, schrie indes Wolf. Doch die Frau hatte es schon bei der Hand und eilte ebenfalls zu dem Steinblock. Jetzt ruhte das Ende des Lichteinfalls auf einer der zahlreichen Verzierungen, die bei genauerer Betrachtung sogar eine Art Sonnensymbol darstellte.

„Hier müssen wir es hintun“, sagte Sigrun und legte das schwere Metallkreuz genau auf den beleuchteten Punkt. Im ersten Moment tat sich überhaupt nichts. Der einfallende Lichtstrahl, der so intensiv war, als träte er durch eine Art

Prismensystem in die Höhle ein, glänzte und gleißte nun auf dem Metall, daß man kaum noch hinschauen konnte. Im selben Moment begann aber etwas im Inneren des Steinquaders zu surren. Die drei traten automatisch weit zurück und beobachteten mit angehaltener Spannung, was geschehen würde.

Erdmond, Basis M I

Trotz der schweren Raumanzüge kamen die beiden Männer zügig voran. Schritt für Schritt näherten sie sich den schroffen Steilwänden. In der Steuerkabine verfolgten die Zurückgebliebenen aufmerksam und mit Spannung das Vordringen der Außengruppe. „So, wir sind jetzt da“, hallt es auch schon etwas blechern aus dem Innenlautsprecher. Strox und Brandt standen nun direkt vor der Felswand. „Sollen wir ...?“ fragte der Co-Pilot über Funk.

„Ja, öffnen Sie!“ Gelhaar kroch bei diesen Worten fast in den Hauptbildschirm hinein. „Aber aufpassen, hört ihr!“ Man sah, wie der Angesprochene die rechte Hand in einen kaum sichtbaren Felsspalt schob. Dann treten die beiden Mondgänger zurück. Langsam, aber akkurat öffnete sich jetzt ein getarntes Luk. Es war von außen mit Mondgestein bedeckt, so daß es für Nichteingeweihte völlig unauffindbar und unsichtbar blieb. In der ovalen Öffnung flammte zuckend Licht auf. „Sogar die Innenbeleuchtung schaltet automatisch an“, freute sich Strox. „Dann mal rein mit euch. Aber bitte Vorsicht, meine Herren. Und jede Unregelmäßigkeit sofort melden“, dem Kommandanten standen leichte Schweißperlen auf der Stirn. Auch Hahnfeld starrte gebannt auf die Vorgänge draußen.

Achtsam stiegen die beiden über die hohe Metallschwelle des Personeneingangs. In ihren dicken

Druckanzügen paßten sie gerade so durch die Öffnung. Trotz der funktionierenden Stationsbeleuchtung ließen sie die Lichtkegel ihrer starken Handscheinwerfer eingeschaltet.

„Wir werden gleich ohne Funkverbindung sein“, mahnte Strox. „Wir bleiben aber nicht länger als die verabredete Zeit da drin.“

„In Ordnung“, kam sofort die Antwort aus „Isais“. „Seht zu, daß Ihr die Zentrale erreichen könnt. Schaut, ob alles dort klar ist. Dann kommt sofort zurück.“ Mit vorsichtigen Schritten drangen die beiden Erkunder in ihren dicken Raumanzügen in den Korridor ein. Der Boden war leicht geriffelt, und in der Mitte lagen eingelassene Schmalspurgleise. Sie glänzten derart, als wären sie vor kurzem noch befahren worden. Schweigend schritten sie dahin. Nur angespanntes Atmen erklang als einziges Geräusch in ihren Helmen. Es herrschten noch immer annäherndes Vakuum und tödliche Kälte. Erst die Innenschleuse würde sie in leicht klimatisierte Bereiche der Mondbasis einlassen. So müßte es jedenfalls sein, wenn noch alles funktionierte. Brandt und Strox tappten in ihren Raumanzügen über den geriffelten Boden weiter in das Innere der Anlage. Links und rechts des breiten Ganges zeigten sich jetzt Türen, auf denen Schilder mit Buchstaben- und Zahlengruppen angebracht waren. Schließlich öffnete sich der Gang zu einem breiten Raum hin. Auch hier gab es wieder etliche Drucktüren, und rechter Hand führte der Gang weiter in das Innere der Basis hinein. Dominierende in dem

Raum, den sie jetzt betreten hatten, war jedoch ein großes dunkles Tor in seiner linken Wand. Sie blieben davor stehen und betrachteten den Verschlußmechanismus. Nach einigem Hantieren an den Stellrädern öffnete die Automatik und gab ihnen den Weg frei. Langsam, wie von unbekannten Kräften bewegt, schob sich die rechte Torhälfte völlig auf. Die beiden Erkunder blickten in eine von schwachem Dämmerlicht erfüllte Halle, in deren Mitte auf einem mächtigen Podest ein schwerer bewaffneter Flugkreisel des Haunebu-Typs stand. Matt glänzte seine Oberfläche. In der Düsternis des großen Raumes machte er einen wahrhaft bedrohlichen Eindruck. Andächtig starrten die beiden Männer durch ihre Helmscheiben das gewaltige Fluggerät an.

„Damit sind sie wohl hergekommen", flüsterte Strox so leise ins sein Helmmikrofon, daß ihn Brandt kaum verstehen konnte.

„Sehen Sie einen Einstieg?" antwortete dieser fragend.

„Nein, bis jetzt nicht. Aber ich würde es auch nicht versuchen, einen solchen zu öffnen."

Das Panzerluk lag dann aber in rund zwei Meter Höhe in einer der drei mächtigen Halbkugeln eingebettet, mit denen der Kreisel auf seinem Sockel ruhte.

„Diese Halbkugeln dienen der Flugstabilisierung unter Gravitationseinfluß und fungieren gleichzeitig als Waffen- und Beobachtungsstände", erklärte Strox.

Natürlich war die dunkle Panzertür geschlossen. Sinnend blieben sie nochmals vor dem Einstieg stehen, während sich über ihnen der riesige Körper des Flugkreisels erhob.

„Wie mag wohl da drinnen die Brücke aussehen?“ murmelte Brandt.

„Jedenfalls sicher nicht so eng wie bei uns.“

„In diesem Flugkreisel werden auch viel mehr Passagiere Platz finden können“, mutmaßte dann Brandt.

„Von einer Scheibe kann hier eigentlich hier kaum noch die Rede sein. Der hohe Aufbau und das nach unten glockenförmige mittlere Hauptsegment und die drei Gondeln, auf denen sie nach der Landung steht - damit sieht sie jedenfalls kaum noch wie eine Scheibe aus“, meinte Strox.

„Ja, das stimmt. Wenig Vergleich zu unserem Raumschiff“. Brandt wischte mit der dick behandschuhten Hand andächtig über den dunklen glatten Stahl.

„Aber das Antriebssystem ist von den Vril-Scheiben übernommen und modifiziert worden.

Doch dieser Typ hat schon die Kraftstrahlkanone an Bord. Die Waffen sitzen in den Gondelständen“, Strox klatschte fest mit der Hand an die gewölbte Metallwand.

„Und die haben eine solche Energie, daß sie eine ganze

Stadt zerstören könnten."

„Ob es auch hier einen Bombenschacht gibt?" fragte Brandt jetzt seinen Kameraden.

„Schon möglich", antwortete dieser. „Aber ich vermute eher, daß sich Sprengkörper mit Raketenantrieb an Bord befinden."

„Aber wo ist nun die Mannschaft von diesem Gerät abgeblieben?" wollte Brandt jetzt endlich wissen. „Das sollten wir auf jeden Fall noch feststellen."

„Da kann uns wohl nur ein Gang in die Zentrale der Basis helfen, hoffe ich jedenfalls", Strox legte seine Hand auf die Schulter des Kameraden und beide gingen zurück zum noch immer geöffneten Tor. Sie verließen die Halle, wobei Strox einen in Folie eingeschweißten Plan aus der Außentasche seines Skaphanders zog. Auf diesem waren in groben Umrissen die grundlegenden Strukturen der Station dargestellt. Darauf waren auch die Abschnitte markiert, die sie nicht betreten durften. Dazu gehörten die Energiesektion und jene Räume, in denen wahrscheinlich geheime Waffen lagerten. Auch die Abschnitte mit den Lebenserhaltungssystemen gehörten dazu.

„Ich bin der festen Überzeugung, daß wir nicht zu den ‚Schläfern' vordringen können oder besser dürfen", wandte sich Brandt jetzt an seinen Begleiter.

„Maximal finden wir einen Bildschirm, der uns etwas zeigt oder mitteilt.“

Strox’s Blicke wanderten suchend über die Türen in den Wänden des Ganges entlang. Endlich erreichten sie das von ihnen gesuchte Schott. Auf ihm prangte ein Schild mit der Aufschrift ‚Zur Zentrale‘. Diese Drucktüre unterschied sich deutlich von den anderen, war sie doch stark gepanzert, und eingelassen in ihrem Metall glänzte eine runde Plexiglasscheibe. Klopfenden Herzens blieben die beiden Männer vor dem gefundenen Eingang stehen. Strox beugte sich vor und drückte seinen Helm gegen das Sichtfenster im Stahl der Tür.

„Es scheint alles da drinnen normal zu sein“, flüsterte er in sein Helmmikrophon. „Schau selbst, ich jedenfalls kann nichts Ungewöhnliches bemerken.“

Nun stand Brandt an dem Fenster und ließ seine Blicke in den dahinter liegenden Raum wandern. Soweit auch er sehen konnte, war alles darin menschenleer und verlassen. An den Wänden zeigten sich zahlreiche tote Bildschirme. Und auch auf den darunter liegenden Bedienungskonsolen blinkte oder leuchtete keines der zahlreichen Lämpchen. Die Sessel um den großen Tisch in der Mitte des Raumes waren akkurat angeordnet. Doch an der Decke schimmerte der blaue Schein der Notbeleuchtung.

„Ja, es scheint alles schon lange verlassen zu sein“, bestätigte Brandt die Beobachtung. „Aber warum brennt dort

drinnen die Notbeleuchtung? Na, wir sollten nun einfach mal hineinschauen.“

Wieder hantierte Strox nach einem Blick auf eine mitgebrachte Code-Tabelle am Verschlußmechanismus dieser Tür. Sekunden später öffnete sie sich. Die beiden Männer konnten nicht hören ob die Panzertür beim Öffnen eventuell quietschte, denn der luftleere Raum übertrug keine Schallwellen an die Außenmikrophone ihrer Raumanzüge. Als das dicke Schott sich endgültig aufgetan hatte, traten sie hintereinander ein. Sie hatten die Zentrale der Mondbasis kaum richtig betreten, als sie wie erstarrt stehen blieben und ihre Blicke entsetzt auf einen nun erst sichtbar gewordenen Winkel des großen Raumes trafen.

Rom, Vatikanstadt

Das Verhör

Der alte Mayapriester, den man schon lange in den tiefsten Katakomben des Vatikans gefangen hielt und nun wiederbelebt hatte, saß apathisch in einem Sitz, der am ehesten an den modernen Behandlungsstuhl eines Zahnarztes erinnerte. Grelles Scheinwerferlicht war auf sein zerfurchtes Antlitz gerichtet. Mit einer unwirschen Handbewegung befahl Papst K. das Ausschalten der Lichtquelle. Dann setzte er sich auf einen bequemen Sessel gegenüber dem Gefangenen und starrte mit seinen trüben Augen in dessen Gesichtszüge. Dem Papst fröstelte es. Die tiefen unterirdischen Gewölbe waren kühl; Jahrhunderte alte Feuchtigkeit schien sich trotz modernster Klimatechnik ewig in ihnen zu halten. Vielleicht waren die Katakomben aber auch schon viel älter. Alles hatte auch Papst K. nicht zu ergründen vermocht. Der uralte Mayapriester schaute indes mit halbgebrochenem Blick in eine für sein Gegenüber unsichtbare Ferne. Er sah in Äonen vergangener und kommender Zeiten, die nur ihm zugänglich waren.

All dies glaubte der alte Papst zu spüren. Jedoch war man noch immer nicht an das Wissen des Gefangenen herangekommen. Seine Vorgänger hatten ihn grausam foltern lassen. Aber der Delinquent reagierte überhaupt nicht. Letztendlich schläferte man ihn damals mittels

schwarzmagischer Kräfte ein, um ihn späteren Generationen von Päpsten für deren Verhörmethoden zu erhalten.

Der Pontifex grollte dem alten Priester. Auch jetzt, mit der fortgeschrittenen Technik des 20. Jahrhunderts, zeigte sich offenbar kein Weg in sein Inneres.

„Du elender, verstockter Heide“, murmelte seine Heiligkeit mit brüchiger Stimme. „Willst du nicht endlich das verfluchte Geheimnis lüften. Oben sitzt so ein Idiot und wartet auf mich; will wissen, wann der verdammte Planet in eine sogenannte neue Phase tritt ...“

Der alte Maya jedoch dachte nicht daran, dem Ansinnen des hinfälligen Papstes zu folgen. Dieser winkte nun dem anwesenden Techniker zu.

„Machen Sie endlich, ich habe keine Zeit mehr ...“

Mit steinernen Gesichtszügen schaute der anwesende Techniker auf das große Instrumentenpult, dessen Anzeigen ihn unter anderem die Lebensfunktionen und Hirnströme des alten Mayas anzeigten.

„Machen Sie endlich“, herrschte der Papst ihn erneut an.

„Es muß alles korrekt eingestellt sein, Eure Exzellenz. Schließlich will ich nicht für das Mißlingen dieses Experimentes verantwortlich gemacht werden.“

„Für was Sie verantwortlich gemacht werden, lassen Sie gefälligst meine Sorge sein.“ Der Papst gab sich ungnädig. Mit wirschem Gesichtsausdruck verfolgte er ungeduldig die Hantierungen des Mannes in der dunklen Kombi. Dann begann eine Reihe Kontrollampen hektisch aufzuleuchten und die Nadeln des EEG-Gerätes schlugen heftig aus, wobei sie ein wirres Muster auf den breiten Papierstreifen aufzeichneten. Der gemarterte Mann in dem Stuhl krümmte sich lautlos vor Schmerz, doch über seine ausgedörrten, schmalen Lippen kam kein Ton.

„Hören Sie auf!“ krächzte jetzt der Pontifex mit lauter Stimme. „Dabei will ich doch nur den Zeitpunkt wissen, den genauen Zeitpunkt!“

Der alte Mayapriester schlug die Augen zu einem trüben Blick auf. Die dunklen Pupillen suchten das zerfurchte Antlitz seines Gegenübers.

„Natürlich kann ich dir das Jahr, den Monat, den Tag und auch die Stunde genau nennen. Doch was hättet ihr davon?“ Diese „Worte“ tauchten plötzlich wie aus dem Nichts einfach auf telepatischem Wege im Gehirn des Papstes auf.

„Was zerbrichst du dir den Kopf, alter Mann. Ich kann dir in jeder Sekunde den Lebensfaden endgültig abschneiden. Rede endlich!“

Doch ihm antwortete wieder nur ein müdes Lächeln aus dem gequälten Gesicht.

„Diese Welt wird vergehen, so wie auch die anderen Welten vor ihr dahingegangen sind. Nichts und niemand kann diese Ereignisse aufhalten. Und es wird schon bald geschehen. Durch euer Verhalten beschleunigt ihr den Prozeß nur noch mehr.“

Papst K. wand sich vor Wut. Am liebsten hätte er auch noch die letzten Grundsätze christlicher Barmherzigkeit vergessen und dem Delinquenten eigenhändig ins Gesicht geschlagen. Nur mit größter Mühe behielt er seine Fassung.

„In Gottes Namen, was machen wir mit dem nur?“ fragte er sich verzweifelt an den Techniker.

„Ich kann nicht noch mehr aufdrehen, Eure Heiligkeit. Dann wäre er nämlich hinüber“, antwortete Alfonso Castelliano, der zugleich umfangreiche medizinische Kenntnisse besaß.

„Es sieht mit ihm eh‘ schon kritisch aus.“

Plötzlich bäumte sich der Gefolterte in seinen Fesseln noch einmal auf. Seine Augen hatten einen seltsamen Glanz bekommen.

„Komm her. Komm ganz nah an mich heran“, flüsterte der alte Priester ins Gehirn des Papstes.

„Jetzt hat er es wohl begriffen“, frohlockte der Pontifex und näherte sich dem Weisen aus einer anderen Zeit mit einem gierigen Gesichtsausdruck. Fast berührten sich ihre

Münder und Nasenspitzen, als sich die Augen des Mayas plötzlich weit öffneten und aus ihren nun glasklaren Pupillen eine Art Strahl gleißenden Lichtes drang. Im selben Moment erfüllte den Raum ein diffuses Leuchten, das aus einer anderen Welt zu kommen schien. Ein leichter Ozongeruch machte sich breit, und Papst K. begann vor dem Antlitz des alten Priesters erst zu erstarren, um gleich darauf am ganzen Leib in epileptische Zuckungen zu verfallen. Noch immer war der Strahl aus den Augen des Mayas auf den Schädel des Pontifex gerichtet.

Alfonso indessen wich entsetzt und bleichen Gesichts immer weiter zurück, bis er mit dem Rücken an eine der Metallwände stieß. Fasziniert und gleichzeitig mit Grauen erfüllt beobachtete er das unheimliche Geschehen. Er dachte nicht im geringsten daran, irgend etwas für den Papst zu tun, der sich augenscheinlich völlig in der übersinnlichen Gewalt des Priesters befand. Außerdem wäre es ihm unmöglich gewesen, in diesen Augenblicken auch nur einen Finger für seinen Vorgesetzten zu rühren. Wurde er doch selbst von den unheimlichen Kräften völlig gebannt. Seine Glieder schienen wie mit stählernen Fesseln umfangen. Er hoffte nur, daß er diesen geisterhaften Prozeß überleben mochte.

Alfonso vermochte später dann auch nicht zu sagen, wie viel Zeit vergangen war bis er beobachtete, wie das Leuchten aus den Augen des alten Maya allmählich verlosch und dieser leblos in seinen Banden zurücksank. Ihm schwanden die Sinne. Das Letzte was er noch vernahm, ehe er in tiefe

Bewußtlosigkeit verfiel, war das in dieser Umgebung so unheimliche greinende Schluchzen eines kleinen Kindes, das nun plötzlich aus dem Mund des Papstes drang ...

Jean-Luc Kardinal Batessier befand sich in einer Ausnahmesituation. Das Ungeheuerliche, was sich ihm zeigte, als er in die tiefen Katakomben hinabgestiegen war, um nach dem Verbleib des Pontifex zu schauen, hatte ihm eine Art Schock versetzt. Batessier - zwar nie tiefer in die Vorgänge eingeweiht - hatte aber mit einem solch katastrophalen Ende nicht rechnen können. Mit Mühe und Alfonsos Unterstützung, war es ihnen gelungen, den völlig geistesgestört erscheinenden Papst in den Fahrstuhl zu schleifen und wieder nach oben in seine Privatgemächer zu bringen. Der Anblick aber, der sich ihm unten in der tiefen Geheimkammer geboten hatte, hatte ihn zutiefst getroffen. Im Sessel saß der Papst, der Laute von sich gab, die am ehesten dem hilflosen Kreischen eines Neugeborenen glichen. Dabei lief dem Pontifex der Speichel über das Kinn und besudelte die kostbare Robe, während er mit den Armen unkontrolliert in der Luft herum ruderte und immer wieder die entsetzlichen Laute ausstieß. Im Gegensatz zu den völlig entarteten Gesichtszügen seiner Heiligkeit zeigte das Gesicht des toten alten Mayapriesters einen entspannten und friedlichen Ausdruck. Selbst im Tode schien er mit einem letzten Lächeln über die weltlichen Gewalten zu triumphieren.

Das einzig Positive was der Kardinal in den geheimen

Kammern entdecken konnte, war Alfonso. Dieser schien sich zwar auch in einer Art Trancezustand zu befinden, er war aber nach einiger Zeit wieder ansprechbar. Der Techniker konnte nur in einigen erschöpften Sätzen etwas stammeln, aus dem Batessier im ersten Moment nicht schlau wurde. Nichtsdestotrotz gelang es den beiden Männern, den anscheinend völlig wahnsinnig gewordenen Papst mit derben Griffen zum Tunnel mit dem Fahrstuhl zu bringen, denn der Irre widersetzte sich mit dem Eigensinn eines kleinen Kindes und der Kraft eines erwachsenen Mannes. Oben angekommen eilte sofort der Leibarzt herbei, der seinen Patienten mit einer starken Beruhigungsspritze für die nächsten Stunden ins Reich der Träume schicken mußte. So war nun etwas Zeit, erste Maßnahmen zur Abschirmung dieses eklatanten Vorfalles zu ergreifen. Zugleich aber mußte sich der Kardinal um den hochwichtigen Besuch kümmern, der immer ungeduldiger auf seine zweite Audienz beim Papst wartete. Diese würde ja nun nicht mehr stattfinden. Dennoch sorgte Batessier zuvor noch dafür, daß auch der Techniker Alfonso sich in die Obhut und Behandlung des vatikanischen Arztes begab. Er hatte dem Doktore eingeschärft, daß dieser Patient keinesfalls die nächsten Tage Kontakt zur Außenwelt bekommen dürfe. Was dann weiter mit ihm geschieht, würde man sehen. Nach Einleitung dieser ersten Sofortmaßnahmen sah sich der Kardinal nun gezwungen, den unangenehmen Gang zu Goldberg selbst zu tun. Er kannte dessen cholerisches Gemüt nur zu genau und wußte somit, was ihm bevorstand.

Goldberg war indes einem Tobsuchtsanfall nahe. In dem

pompösen Quartier, das man ihm zugewiesen hatte, konnte ihn nichts mehr halten, seiner Wut Ausdruck zu verleihen. Er brüllte die Lakaien an, ihn endlich wieder zum Papst zu bringen. Selbst die stattlichen Männer der Schweizer Garde verzogen langsam die Gesichter, als sein Toben hinten den Türen nicht enden wollte. Batessier hörte es schon von weitem, als der mit eiligen Schritten und wehendem Gewand der Tür zueilte, hinter der sich der Besucher verbarg.

„Sagen Sie mit gefälligst, was in ihrem Laden los ist“, röhrte Goldberg mit hochrotem Gesicht den Kardinal an, als dieser den Raum betrat. „Und wo ist überhaupt Ihr Chef? Seit Stunden läßt man mich hier warten! Bin ich denn ein dummer Junge? Was bildet man sich hier eigentlich ein?“

Kardinal Batessier stand wie eine Salzsäule im Raum. Eine derartige Unflätigkeit hatte es in diesen Mauern noch nie gegeben. Zwar wußte er um die Bedeutung dieses kleinen fetten Mannes, doch dies ging eindeutig zu weit.

„Mein Herr, was erlauben Sie sich“, entgegnete er Goldberg im strengsten Tone. Er trug die Hände über seinem Kardinalsmantel gefaltet und schaute Goldberg unverwandt ins Gesicht.

„Wissen Sie eigentlich, wo Sie sich hier befinden? Ich sollte die Garde rufen lassen, um Sie zur Raison zu bringen!“

Jetzt war es an Goldberg, förmlich zu explodieren.

„Sie!“ brüllte er. „Sie wagen es, mir Derartiges zu sagen. Wenn ich will, sind Sie nicht einen Tag ...“

„Der Papst ist tot!“ Wie ein Donnerhall standen diese Worte aus des Kardinals Mund gesprochen im Raum. Batessier war sich bewußt, was er eben gesagt hatte. Doch ihm war klar, daß man den Papst nie wieder würde in die Öffentlichkeit lassen können. Und gerade diesem Goldberg durfte der offenbar wahnsinnig gewordene Pontifex niemals mehr unter die Augen kommen.

Alle Farbe war aus Goldbergs Gesicht gewichen. Er hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit dieser Botschaft. Nun verschluckte er sich, schnappte nach Luft und wischte sich mit einem riesigen Taschentuch die Stirn ab, bevor er in einen der Sessel sank.

„Der Papst ist tot“, wiederholte der Kardinal erneut, wobei er noch immer hochaufragend im Raum stand und mit keiner Miene das Gesicht verzog. „An ihnen, Monsieur Goldberg, ist es nun, Demut zu üben! Nur Demut und Abbitte können Sie noch vor dem göttlichen Zorn bewahren, den Sie auf Ihr Haupt herabzogen haben, bedenken Sie das.“ Jetzt war es an Goldberg, um Fassung zu ringen.

„Aber der Papst war doch vor Stunden noch quicklebendig“, kam es deutlich leiser aus ihm heraus.

„Seine Heiligkeit hat vor rund einer Stunde einen tödlichen Schwächeanfall wegen vieler Aufregung erlitten

und Gott hat ihn abberufen, wie es in unserem Alter jedem geschehen kann“, sagte der Kardinal abermals im strengen Ton und fixierte Goldberg mit kalten Blicken. Goldberg lief es bei diesen Worten eiskalt über den Rücken. In seinem Hirn arbeitete es auf Hochtouren. Dieser Kardinal war ihm unheimlich. Was war hier nur abgegangen? grübelte er. Die verdammten Kuttenmänner im Vatikan waren nicht so ohne. Auch ihm wurden hier Grenzen gesetzt. Weiß der Teufel, mit welchen Mächten man hier im Bunde stand. Den Schwächeanfall konnte der Kardinal sonst wem erzählen. Goldberg glaubte davon kein Wort. Nur zu gut kannte er ja diverse Praktiken, Personen und Prozesse zu manipulieren, sei es auch mit Gewalt. Er hütete sich jedoch, seine Gedanken zu äußern.

„Und was wird jetzt, Eure Eminenz?“ fragte er scheinheilig. „Woher bekomme ich nun die Antworten auf meine Fragen, deretwegen ich meine Reise zu Ihnen machte. Das diese von größter Bedeutung sind, dürfte auch Ihnen klar sein.“

„Es liegt alles in Gottes Hand“, ließ sich sein Gegenüber vernehmen, ohne seine steife Haltung dabei aufzugeben.

„Anscheinend kann mir aber Gottes Hand in Moment nicht viel helfen“, entgegnete Goldberg wiederum in einem leicht frechen Ton.

„Wenn Sie, Monsieur Goldberg, auch nur noch einmal sich in Ihren Worten vergreifen, werde ich dafür sorgen, daß

Sie den Tag bereuen, an dem Sie zu uns kamen“, entgegnete der Kardinal ganz leise, aber der drohende Unterton in seiner Stimme kam dabei um so unheimlicher zum Ausdruck.

Jetzt wollte Goldberg nur noch eines, und zwar auf dem schnellsten Wege zu seinem Jet. Er mußte hier raus, koste es was es wolle.

„Sie sind nur noch wenige Stunden unser Gast, Monsieur Goldberg. In dieser Zeit bekommen Sie die gewünschte Information zugestellt. Bis dahin halten Sie sich weiter in diesen Räumen auf. Dann aber werden Sie gehen“, die Stimme des Kardinals klang jetzt rauh. Er wandte sich auf dem Fuß um. Der Luftzug seiner Kutte traf den erbleichten Besucher mit einem kalten Hauch, als der Kardinal ohne ein weiteres Wort des Abschieds den Raum verließ.

Jean-Luc Batessier verließ das Gebäude mit den Räumen für hochgestellte Besucher. Er war jetzt ganz ruhig. Über ein System unterirdischer Tunnel gelangte er bald in das Generalsekretariat des Vatikans. Hier begab er sich in sein Büro, griff zum Telefon und rief zwei Nummern an. Die Gespräche bestanden jeweils nur aus einigen wenigen kurzen Worten. Schon 20 Minuten später fanden sich bei ihm zwei weitere Kardinäle ein. Auch sie gehörten zu dem eingeweihten Kreis. Janucz Kaczmarek und Diethelm Frankenbach saßen mit Batessier am Schreibtisch und hörten schweigend seine Botschaft. Nachdem sich bei ihnen der erste Schrecken verloren hatte, erörterten sie zu dritt die weiteren Vorgehensweisen. Die drei Männer brauchten rund zwei

Stunden, um ein Handlungskonzept zu erstellen. Dies berücksichtigte, neben der Prüfung eventuell in nächster Zeit vorhandener öffentlicher Auftritte seiner Heiligkeit, vor allem die Verfahrensweisen mit allen Mitwissern der Ereignisse, die sich in den geheimen Räumen tief unter Vatikanstadt zugetragen hatten. Batessier, Kaczmarek und Frankenbach kamen überein, zuerst nochmals den Leibarzt des Papstes zu hören. Als dieser erschien konnte er mitteilen, daß die inzwischen erfolgte Untersuchung ein so seltsames wie tragisches Ergebnis zeigte.

„Seine Heiligkeit ist geistig auf den Stand eines Neugeborenen zurückgesetzt worden“, machte Professore Bernadotti dem versammelten Kreis deutlich. „Dies ist zwar sehr ungewöhnlich und ich kann mir die Ursache dafür momentan auch nicht erklären, doch das Untersuchungsergebnis ist eindeutig.“ Bernadotti räusperte sich und sah betreten in die Runde. Die drei Kardinäle hatten jedoch nicht den mindesten Grund, an den Worten des Professors zu zweifeln.

„Gibt es irgendeine Chance, seine Heiligkeit wieder zu heilen“, wollte Batessier lediglich wissen.

„Nein, es sei denn, der Papst würde über Jahrzehnte hinweg vom Stand eines Neugeborenen ausgehend wieder aufgebaut. Und das ist natürlich, schon aufgrund seines hohen Alters, unmöglich.“

Sie entließen den Mediziner.

„Somit bleibt es uns nur, einen neuen Papst aus unseren Reihen zu wählen“, sagte Frankenbach. „Das Leben Seiner Heiligkeit ist nun erfüllt, und er sollte ruhig in das Reich Gottes eingehen.“ Was diese Worte bedeuteten, war ihnen natürlich allen klar.

Tote Ritter

Der Lichtstrahl wurde immer gleißender, und der mächtige Steinquader in der Mitte der Inselbauten schob sich schneller beiseite. Sigrun, Wolf und Köbis sahen dem Vorgang wie erstarrt zu. Dann war es endlich soweit. Der Block kam zum Stillstand und gab nun einen relativ breiten Treppenabgang frei. Von unten wehte ihnen Feuchtigkeit aus der Dunkelheit entgegen.

„Wo mag das hinführen?“ flüsterte Köbis beeindruckt. Schweigend traten alle drei an die feuchten, mit einer Art grünlichem Moos bedeckten Stufen. Über sie mußte schon seit sehr, sehr langer Zeit keines Menschen Fuß mehr gegangen sein.

„Wir sollten nun hinuntergehen“, sagte endlich Wolf.

„Natürlich, wozu sind wir sonst hierher gekommen.“ Köbis‘ Stimme hatte einen leicht gereizten Klang. Auch Sigrun bejahte Wolf’s Ansinnen.

„Nun denn, gehen wir.“ Mit diesen Worten schritt Wolf den beiden voran. Vorsichtig stiegen sie in die unbekannte Tiefe hinab. Der starke Schein ihrer Handlampen glitt über rauhe Felsquader, die die Wände des geheimnisvollen Treppenabganges bildeten. Es dauerte nicht lange und die steinernen Stufen wanden sich in einer leichten Rechtsdrehung. Dann tauchte ein gerader Gang auf. An

seinem Eingang blieben sie stehen und leuchteten gemeinsam mit Ihren Scheinwerfern hinein. Die gebündelten Lichtstrahlen trafen in einer Entfernung von etwa 30 Meter auf eine sich krümmende Felswand. Dort schien der Tunnel eine Biegung zu machen, deren Ende sie von ihrem Standort aus natürlich nicht einsehen konnten.

„Wie tief mögen wir jetzt schon sein?“ flüstere Sigrun. Während sie den Gang betraten, antwortete Wolf: „Wenn wir wüßten, wie tief der Höhlensee ist könnte man ungefähr schätzen, ob wir schon unter seinem Grund sind.“

„Ich glaube, in dem Treppenhaus sind wir gute 20 bis 30 Meter hinabgestiegen“, murmelte Köbis, der als letzter Wolf und Sigrun folgte.

„Dann wäre es ja schon möglich, daß wir unter dem Seegrund uns befinden“, antwortete Wolf. Sie gingen den langen Gang weiter und gelangten an dessen Biegung, die tatsächlich aus rauhen Felswänden bestand. Die gemauerten Natursteinwände, welche bislang die Gangverkleidung bildeten, endeten hier. Sie liefen noch einige Schritte, dann standen sie vor einer eisernen Gittertür, die ihrem weiteren Vordringen entgegenstand.

„Hallo, keiner zuhause hier?“ rief Köbis in mokantem Ton. „Scheint tatsächlich keiner da zu sein. Und einen Schlüssel haben sie ja auch nicht stecken lassen.“ Tatsächlich war die schwere Gittertür fest verschlossen. Der Mechanismus des alten Kastenschlosses hielt sie in der

Felsenwand fest.

„Das Ding kriegen wir nur mit brutaler Gewalt auf", ließ sich jetzt Wolf vernehmen. Sigruns Gesicht bekam bei diesem Worten einen ängstlichen Ausdruck.

„So geht das aber nicht", rief sie aufgeregt. „Ihr könnt die Tür nicht einfach aufbrechen. Wer weiß, was dann hier passiert. In der Marspyramide ist schon an einer ähnlichen Tür ein großes Unglück geschehen. Ich möchte nicht, dass sich hier ähnliches wiederholt." Sigrun zitterte jetzt sogar leicht und schaute die alten Eisengitter mit Schaudern an.

„Aber wie kommen wir weiter?" Köbis scharrte ungeduldig mit den Füßen auf dem felsigen Boden herum. „Irgendwie müssen wir das Ding doch öffnen können."

„Sie haben recht", erwiderte Wolf und einen Fußabtreter, wo der Schlüssel drunter liegt, gibt's hier ja leider auch nicht." Sigrun lächelte nun wieder amüsiert über Wolfs Worte und erwischte sich selber bei dem Gedanken, ihn doch mit etwas anderen Augen als bisher anzusehen. Sie trat nah an die Gittertür heran und umfaßte die dicken eisernen Stäbe mit ihren Händen.

„Leuchtet mal hier hin", sagte sie und wies energisch mit ausgestreckten Arm auf eine Stelle auf der dahinter liegenden Wand. Die Strahlen der Handlampen beleuchteten jetzt eine unscheinbare Nische im Fels, die sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Nun wurden auch die beiden Männer

aufgeregt.

„Da ist etwas“, sagte Wolf und zog Köbis näher an das Gitter heran, damit auch er es sehen konnte.

„Kommen Sie dahin?“ fragte Köbis während er beobachtete, wie Wolf mit weit ausgestrecktem Arm die Nische zu erreichen versuchte. Mit Ächzen und einigen Verrenkungen gelang es Wolf schließlich, mit der Hand in den kleinen Hohlraum hinein zu tasten.

„Ich hab was“, antwortete er. „Ich kann hier etwas herunterdrücken. Eine Art Hebel ...“

In diesem Moment schnappte das schwere Schloß zurück und die Tür öffnete sich mit einem leichten Quietschen. Atemlos standen sie nun in der geöffneten Pforte und waren sich über ihr weiteres Vorgehen nicht ganz schlüssig.

„Was bleibt uns jetzt denn übrig“, meinte Sigrun, „als diesen Weg weiterzugehen. Ich wäre aber dafür, daß einer von uns hier vor dieser Pforte bleibt. Sollte doch etwas geschehen, kann wenigstens dieser wieder nach draußen und Hilfe holen. Auch wenn es dann für ihn ein schwerer und einsamer Weg wäre.“

„Damit ergibt sich die Frage, wer hier bleibt“, erwiderte Köbis und runzelte heftig mit den Augenbrauen. „Wenn ihr wollt, können wir ein Los ziehen oder ihr laßt mich hier

einfach zurück. Ich werde schon gut Acht haben. Und so schlimm wird es schon nicht kommen.“ Nach kurzer Beratung nahmen sie auf seinen Vorschlag ein.

„Ich wünsche euch viel Glück“, sagte Köbis ehrlichen Herzens. „Und paßt bitte gut auf euch auf“, dann drückte er beiden noch einmal seine Hände auf die Schultern und sah ihnen nach, wie sie in dem Gang verschwanden.

Sie hatten ausgemacht, daß er, wenn nach einer Stunde keiner von ihnen zurückgekehrt wäre, er sich allein auf den Rückweg zur Burg machen und ihnen keineswegs folgen sollte.

Doch erst einmal setzte er sich bequem nieder, legte seine Jacke unter und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Dann widmete er sich genußvoll dem Rest des Inhalts des Proviantbeutels von Sigrun.

„Die beiden werden schon gut zurückkommen“, murmelte er vor sich hin und nahm einen kräftigen Zug aus seiner Feldflasche, die er vorsorglich mit einem geistigen Getränk gefüllt hatte. Trotz der geheimnisvollen Umgebung nahm er gemütlich seine Mahlzeit ein und beendete sie mit einem letzten großen Schluck aus der nun fast leeren Feldflasche. Zufrieden wischte er sich mit einem buntkarierten Schnupftuch den Mund ab und lehnte sich wieder zurück an die Wand. Er fingerte in den Taschen seines derben Sakkos herum und zog endlich eine leicht zerdrückte Packung Reval hervor. Kurz darauf hüllte sich der Gang in

aromatisch duftende Rauchschwaden. Nachdem er die Kippe zehn Minuten später ausgedrückt hatte, überkam Köbis eine leichte Müdigkeit.

‚Ich bin doch froh, daß ich nicht mitgegangen bin, für solche Abenteuer bin ich eigentlich schon viel zu alt'. Diese Gedanken formten ein leichtes Lächeln auf seine Lippen, und kurz darauf schlummerte er friedlich ein. Das leichte schleifende Geräusch in der Ferne des dunklen Ganges vernahm er erst im letzten Moment, als er gerade einnicken wollte ...

Er stutzte und fragte sich, was dies wohl zu bedeuten habe. Das leise entfernte Schurren setzt sich fort. Erschrocken sprang Köbis auf und lief in Richtung des Einstieges, durch den sie in den Gang gelangt waren. Seine schlimmste Befürchtung bewahrheitete sich, als er die Treppenstufen erreichte: Oben schob sich ein mächtiger Steinblock wieder langsam über die Einstiegsöffnung! Köbis schrie auf. Doch dann warf er sich mit einer schier verzweifelten Anstrengung in den enger werdenden Spalt, der noch blieb. Es war schwer und mühselig, doch die Schubbewegung des Felsblockes schien sich zu verlangsamen. Der Mechanismus mochte vom Zahn der Zeit doch schon etwas angenagt sein. Dennoch waren die Kräfte noch immer sehr stark, die den Klotz bewegten. Köbis klemmte jetzt zwischen der unteren Kante des Felsblocks und dem Einstieg. Er spürte, daß er es nicht mehr lange würde aushalten können. Zu stark bedrängte ihn der Stein. Sein Brustkorb

begann schon zu ächzen und die Luft wurde ihm knapp. Er versuchte noch zu schreien, aber schon dies gelang ihm nicht mehr.

Unterdessen schritten Sigrun und Wolf angespannt noch tiefer in den Berg hinein. Doch es dauerte nicht mehr lange. Es kam noch eine letzte Biegung, da tat sich, ohne jedes weitere Hindernis, ein breites Treppenportal vor ihnen auf. Rechts und links der ausgetretenen Stufen erhoben sich seltsame Steinskulpturen. Dahinter herrschte die Dunkelheit eines anscheinend sehr großen Raumes. Das Licht Ihre Lampen traf auf eiserne Halter in den felsigen Wänden, in denen noch fast unabgebrannte Fackeln steckten. Wolf schritt von einer zur anderen und steckte sie mit seinen Zündhölzern an. Es dauerte eine ganze Weile, doch dann wurde ein hohes rundes Gewölbe von dem gespenstischen Licht der zuckenden Flammen erhellt. Der Anblick, der sich ihnen jetzt bot, ließ sie fast erstarren. In der Mitte des kleinen Saales, zu dem der breite Treppenabgang hinab geführt hatte, stand ein runder Felsensockel, auf dem sich wiederum eine mit violettem Tuch verhüllte Statue erhob. Rund um diesen Sockel gruppiert befanden sich zwölf steinerne Sitze. Auf ihnen saßen zwölf Tempelritter in vollem Ornat. Ihre glänzenden Schwerter hatten sie quer über die Knie gelegt - sie waren aber schon sehr lange tot.

Unter dem noch immer blitzenden Metall der Helme sahen die mumifizierten Gesichter hervor. Alle blickten sie mit leeren Augenhöhlen in die Mitte ihres Kreises, wo sich

der runde Sockel mit dem bedeckten Gegenstand befand. Irgend jemand hatte vor langen, langen Zeiten ihre Körper an die steinernen Sitze fixiert, damit sie auch im Tode noch ihre wachsame Haltung bewahren konnten. Es war ein unheimlicher Anblick. Die Runde der Toten ließ Sigrun und Wolf vor Faszination und gleichzeitigem Grauen enger zusammenrücken. Instinktiv faßte Sigrun nach der Hand ihres Begleiters und drückte diese fest, während Wolf schützend seinen Arm um die Schultern der dicht neben ihm stehenden Frau legte. Diese Berührung ließ beide wiederum erschaudern, doch spürten sie, daß dieses Gefühl allein von dem unheimlichen Anblick herrührte. Jeder für sich war irritiert, doch sie ließen es sich gegenseitig nicht anmerken. Doch wagten sie es in dem Augenblick nicht, sich anzusehen. Ihre Blicke waren noch immer auf die gespenstische Szenerie gerichtet.

Endlich atmete Wolf tief durch und sagte mit dumpfem Ton: „Wir sind am Ende unseres Weges hier unten angelangt. Es sind zwölf Wächter, die hier etwas über ihren Tod hinaus zu schützen haben.“ Mit diesen Worten ging er mit Sigrun Hand in Hand zu dem runden Sockel inmitten des Kreises der toten Tempelritter. Dort angelangt faßte die Frau vorsichtig an das kalte Tuch, das die Statue bedeckte.

Was meinst du, soll ich es herunterzuziehen?“ Mit einem ängstlichen und zugleich fragendem Blick wandte sie sich ihm zu. Wolf antwortete ihr nur mit einem stummen Nicken. Dann glitt der Stoff zerbröselnd herab. Zum

Vorschein kam die Figura Baphomet.

„Das ist sie“, flüstere Sigrun, überwältigt von dem Anblick. Vor ihnen stand die Statue eines Männer- und Frauenhauptes, von dem sich bis zum Sockel der stilisierte Zopf des Frauenkopfes hinab wand. In dem runden Sockel am Fuße der Figura war eine Schublade eingelassen. Wolf zog sie vorsichtig auf. In ihr schimmerte ein großer klarer Kristall.

„Er muß noch mit langem Frauenhaar umwunden werden. Und in diese Einsenkung oben im Haupt gehört dann noch der schwarz-violette Stein ...“

„Ich weiß“, antwortete Sigrun leise. „Und die Information, wo dieser liegt, haben wir unter schmerzlichen Opfern vom Mars mitgebracht.“ Wieder faßte sie nach Wolfs Hand. „Wo soll das alles nur noch hinführen?“

„Dies wäre wohl genau der richtige Ort für die heilige Handlung“, sprach jetzt Wolf leise. „Sogar der Kristall Garel liegt ja schon im Sockel des Baphomet, obwohl ja selbst in unseren Kreisen angenommen wird, daß dieser sich in einem geheimen Versteck des Ordo Buccintoro, vielleicht auf der Insel Murano bei Venedig, befände.“

„Somit bräuchte es hier nur noch das schwarz-violetten Kristalls, um von hier aus die jetzt auf Erden herrschenden schwarzmagischen Kräfte und Gesellschaften auszuschalten und dem kommenden Lichtreich den Weg zu ebnen. Aber dazu müßten wir dann wieder hier herunterkommen ...“,

sagte Sigrun nun sehr nachdenklich, als schwante ihr nichts Gutes.

„Ach herrje, Wolf“, erschrocken sie auf ihre Armbanduhr. „Wir müssen zurück zu Köbis, er wird sich schon sorgen.“

„Bei diesem Anblick hätte Köbis auch die Zeit vergessen“, entgegnete Wolf.

„Trotzdem, abgemacht ist abgemacht, wir müssen zurück, basta.“ Mit einem strengen Blick rief sie ihn zur Ordnung.

„Also gut, du hast ja recht, bedecke den Baphomet wieder mit dem Rest des Tuches und dann laß uns rasch gehen.“

Ehrfurchtsvoll schritten sie aus dem Kreis der toten Wächter wieder heraus. Wolf ging zu den Fackelhaltern und löschte die einzelnen Flammen nacheinander aus. Die unterirdische Krypta versank langsam erneut in tiefe Dunkelheit. Nur das Licht ihrer Lampen wies ihnen jetzt wieder den Weg. Während sie die breiten Stufen am Eingang des Kuppelsaales hinauf schritten, machten sie aber noch eine Entdeckung. Was sie beim Betreten des unterirdischen Saales nicht hatten sehen können, war eine Anzahl feldgrüner Kisten, die sich in einer Nische neben dem Eingangsportal stapelten.

„Laß uns doch noch schnell sehen, was dies ist“, bat Wolf seine Begleiterin.

„Nein, wir haben keine Zeit mehr, Wolf“, erwiderte sie und zog ihn energisch zum Ausgang. „Wir können mit Köbis doch hierher zurückkehren.“ Dann eilten sie wieder zum Treffpunkt am Gittertor.

Dort angekommen, machten sie eine erstaunliche Feststellung: Köbis war nicht mehr da! Sofort schaute Sigrun auf ihre Armbanduhr. Sie hielt sie sogar ans Ohr, um ihren Gang festzustellen und sagte dann verwundert und beunruhigt: „Wo ist er geblieben, die Zeit ist doch noch gar nicht um!“ Und tatsächlich waren noch gut 15 Minuten übrig, ehe die verabredete Stunde vergangen wäre. Zutiefst beunruhigt sahen sich Sigrun und Wolf im Gang um. Sie riefen seinen Namen, erst leise und dann immer lauter. Doch nichts als ein unheimliches Echo antwortete ihnen. Auch die gründliche Absuche des Bodens ergab keinen Anhaltspunkt, was hier geschehen sein könnte. Von Köbis und den Dingen, die er bei sich führte, war nicht der Hauch einer Spur geblieben.

„Um Gottes willen“, erregte sich Sigrun, „hat er sich in der Zeit vertan, ist er schon gegangen oder ist ihm hier etwas zugestoßen?“

„Ich habe ein verdammt ungutes Gefühl“, murmelte Wolf. „Hinter uns kann er nicht sein, da wären wir ihm begegnet. Also bleibt nur der Weg zurück, auf dem er sich

eventuell befinden könnte. Es ist sehr unheimlich.“ Beide faßten sich wieder fest an die Hände und eilten dem Ausgang auf der Insel im Höhlensee entgegen. Trotz der Eile vergaßen sie nicht, den Weg genau zu beleuchten, um doch noch einen Hinweis auf das Verschwinden von Köbis zu bekommen. Doch auch auf dem restlichen Weg an die Oberfläche gab es keinen Anhaltspunkt.

„Wir müssen schnell sehen, ob das Boot noch am Ufer liegt“, rief Sigrun ungeduldig. Außer Atem erreichten beide den Treppenaufgang zur Oberfläche der Insel. An seinem Fuß angelangt, blickten sie nach oben und erkannten dann das Entsetzliche. Der große Verschlußstein war fast wieder in seine Ausgangsposition zurückgeglitten. Nur noch ein relativ schmaler Spalt war offen geblieben. Und in diesem steckte ein menschlicher Körper. Es war natürlich Köbis. Mit schier unmenschlichen Kräften mußte er ganz allein das Schließen des Blockes verhindert haben. Dieser Kampf aber hatte ihn das Leben gekostet. Sigrun und Wolf waren wie betäubt von dem schrecklichen Anblick, den Köbis‘ Leiche bot. Sein Oberkörper war zerquetscht und das Gesicht blutverschmiert, zu einer gräßlichen Grimasse erstarrt. Nachdem sie sich vorsichtig an dem Leichnam vorbei nach draußen geschoben hatten, blieben sie trauernd an den sterblichen Überresten ihres Gefährten stehen. Noch fanden sie keine Worte. Sigrun schluchzte und die Tränen liefen ihr nun ungehemmt über die nun bleichen Wangen.

Sie lehnte sich an Wolf und flüsterte erstickt: “Er war so

ein guter Mensch. Das Leben hat er uns wohl gerettet.“ Ihre Stimme brach im Schluchzen. Wolf hielt sie eine Weile schweigend im Arm. Dann bückte er sich zu Köbis hinab, schloß dessen gebrochene Augen und überdeckte den geschundenen Körper vorsichtig mit seiner weiten Jacke.

„Was tust du da! Du willst ihn doch nicht etwa in diesem Zustand zurücklassen“, rief sie entrüstet. Wolf sah sie mit leicht mißbilligender Miene an.

„Ich verstehe deine Trauer und Aufregung sehr gut“, sagte er mit leiser Stimme. „Mich trifft sein Schicksal genauso tief. Aber es ist uns nicht möglich, ihn aus dieser schrecklichen Falle zu befreien. Er wurde einfach schon zu fest eingequetscht. Ich bekomme ihn jedenfalls nicht hier heraus.“

Sigrun, die sich jetzt wieder etwas gefangen hatte und mit einem Tüchlein die Augen wischte, antwortete mit belegter Stimme: „ Es ist doch so schrecklich. Müssen wir den armen Mann wirklich hier so liegen lassen?“

„Ja“, entschied Wolf, „es geht zumindest jetzt wirklich nicht anders.“

Sie verharrten noch einige Minuten in tiefem Schweigen bei ihrem toten Gefährten, dann machten sie sich auf den Weg zu der Uferstelle, an der sie ihr Boot befestigt hatten. Dieses dümpelte, wie sie es verlassen hatten, ruhig im schwarzen Wasser an der Felsenwand. Hier hatte sich nichts

verändert. Wolf half Sigrun beim Einsteigen. Sie stießen sofort von dem felsigen Inselufer ab. Beide ergriffen die Paddel und trieben das große Schlauchboot wieder zurück in Richtung des Wassertunnels, der sich als halbrunde nachtschwarze Öffnung in der noch entfernten Felsenwand der Grotte zeigte. Die Insel inmitten des Höhlensees, die nun auch noch von ihrem toten Gefährten bewacht wurde, schien allmählich wieder kleiner zu werden, je weiter sie sich von ihr entfernten.

Erdmond, Basis M I

Eines der schwarzen Robotergeräte stand im hinteren Winkel der lunaren Stationszentrale und ließ beunruhigend schnell seine Optiken herumschwenken. Gleichzeitig tat sich etwas in seinem Gehäuse. Es sah aus, als wollte es sich sogleich in Bewegung setzen.

Strox und Brandt standen in ihren schweren Skaphandern wie die Salzsäulen im vorderen Teil des Raumes und starrten sich erschrocken durch ihre Helmvisiere an. Die getönten Scheiben spiegelten ihre angstweiten Augen wider. Doch noch geschah nichts. Einige Schrecksekunden waren vergangen, dann faßten die beiden Männer wieder Mut.

„Teufel“, murmelte Brandt, „hab ich mich mal wieder erschrocken ...“

Sein Kamerad faßte ihn an den Unterarm und sagte leise: „Wir sollten hier trotzdem bald wieder verschwinden. Ich hab jedenfalls kein besonders gutes Gefühl.“

„Hm“, antwortete Brandt, „ich hab nichts dagegen. Aber wir sollten dennoch wenigstens versuchen, etwas von der Besatzung zu erfahren. Schauen Sie da hinten das dicke Glasfenster in der Wand. Wenn wir da durchschauen könnten ...“

„Es ist immerhin erstaunlich, wie das Ding noch immer

funktioniert“, bemerkte Strox, als sie sich vorsichtig in Richtung des besagten Panzerfensters schoben. Sie näherten sich der Sichtscheibe in der Stahlwand immer mehr und beobachteten dabei ständig den Automaten. Doch dieser ließ weiterhin nur seine metallischen Objektivaugen spielen. Endlich standen sie an dem dicken Schaufenster. Darunter war eine Art Bedienpult mit zahllosen Anzeigen, Kontrollämpchen und Schaltern angebracht. Vorsichtig, um keinen der kleinen Hebel und Knöpfe zu berühren, beugten sie sich in ihren dicken Schutzanzügen vor und brachten die Sichtscheiben ihrer Helme nahe an das Glas.

Aber nur verschwommen konnten Strox und Brandt den dahinter liegenden Raum erkennen. Dort schien sich eine schier endlose Reihe länglicher Behälter dort aufzureihen, deren Ende sich im diffusen Dämmerlicht verlor.

„Die Wände sind wohl reiner Mondfels“, flüsterte Brandt, während er mit brennenden Augen in den unerreichbaren Raum starrte.

„Ja“, erwiderte sein Begleiter. „Es scheint eine Felsengrotte zu sein ohne jede künstliche Verschalung.“

„Und da drinnen liegen sie jetzt“, murmelte Brandt erneut. „Wie lange können diese Soldaten es in diesem Zustand eigentlich aushalten?“

Strox zuckte mit seinen gepanzerten Schultern. „Keine Ahnung. Ich verstehe dies alles sowieso nicht. Aber die

Technik da drinnen muß einfach phantastisch sein. Doch für mich wäre das nichts, sich in einen so todesähnlichen Tiefschlaf versetzen zu lassen.“

„Wer weiß, ob die da drin überhaupt noch leben“, gab sich Brandt skeptisch.

„Strox beugte sich über das Pult an der Wand. „Die große Masse dieser Lämpchen zeigt aber ein grünes Licht“, sagte er. „Nur zwei von ihnen bringen eine flackernd rote Anzeige. Aber was das zu bedeuten hat, erfahren wie eh nie mehr.“

„Jedenfalls scheint aber dort drinnen alles in Ordnung zu sein, soweit wie es für uns erkennbar ist“, antwortete Brandt seinem Kameraden. Dieser drang nun darauf, die Station wieder zu verlassen. Und so machten sich beide daran, die Zentrale zurück in Richtung Ausgang zu durchqueren. Als sie auf halbem Weg zur Tür waren und Brandt sich noch einmal umwandte, meinte er, eine schattenhafte Bewegung hinter der Glasscheibe zu sehen, durch die sie hindurch geschaut hatten. Er faßte Strox beim Oberarm, so daß dieser sich ebenfalls umwandte. „Du, ich glaube ich habe da was gesehen“, flüsterte er mit erschreckter Stimme und wies auf das Fensterglas.

„Was soll denn da sein, zum Teufel“, erwiderte Strox. In dem Moment war es den beiden Männern so, als zeige sich ein so bleiches wie maskenhaftes Gesicht, das mit brennend starren Augen hinter der Scheibe hervorstarrte.

Sie verhielten noch wenige Sekunden inmitten der Zentrale und versuchten näheres zu erkennen. Doch dann war die unheimliche Erscheinung hinter dem Panzerglas so schnell verschwunden wie sie kam, so daß die beiden Besucher sich zum Schluß nicht einig waren, ob es ein wirkliches Gesicht oder nur eine Halluzination ihrer überreizten Sinne gewesen war. Sie hatten es jetzt aber sehr eilig, diesen nun noch mehr beängstigend wirkenden Ort zu verlassen. Sie verschlossen das Panzerluk zur Zentrale hinter sich wieder fest. Der Tunnel zum Ausgang lag genauso verlassen und leer im bläulichen Dämmerlicht vor ihnen, wie sie ihn beim Betreten der Station angetroffen hatten. Mit eiligen Schritten gingen sie über den leicht geriffelten Bodenbelag, um möglichst rasch wieder an die Ausgangsschleuse zu gelangen. Als sie das Schott erreicht hatten und die Tastatur zum Öffnen betätigten, blieb ihnen noch ein wenig Zeit.

Wieder war es Brandt, der mit seinem scharfen Blick eine Beobachtung machte. Am anderen Ende des Ganges, aus dem sie kamen, drehte sich plötzlich ganz langsam das große Handrad einer Drucktür, die neben der Zentrale lag und noch tiefer in das System der Station zu führen schien.

„Das verdammte Luk öffnet sich ewig nicht“, fluchte Strox plötzlich und gab erneut Kennzahlen über das Tastenfeld ein.

Das stabile Handrad an der entfernten Tür weit hinten im Hauptgang bewegte sich aber immer mehr ... Wie es

Brandt erschien nun sogar etwas schneller, als am Anfang seiner Beobachtung. Das Außenluk gab hingegen noch keinen Deut nach. Strox hämmerte verzweifelt mit den behandschuhten Fäusten gegen den massiven Stahl; auch er hatte den unheimlichen Vorgang hinten im Haupttunnel bemerkt. Nun versuchten sie über Funk ihre Kameraden draußen zu erreichen. Es knisterte und pfiff in den Helmlautsprechern. Die dicken Panzerungen schirmten eine Verbindung auch hier kurz vorm Ausgang noch immer ab. Dann kam etwas durch, abgerissene Wortfetzen ertönten etwas blechern in den Helmen der beiden Erkunder: „Was ist bei euch los? Habt ihr Probleme?“ war mit Mühe mehr zu erraten, als zu verstehen.

„Helft uns! Hier kommt jemand aus dem Inneren der Station, wahrscheinlich einer von den verdammten Automaten! Und wir kommen nicht raus“, schrie Brandt in sein Mikrofon, als sich die Drucktür am Ende des Ganges mit einem Ruck dann endgültig auftat ...

Draußen, in der Flugscheibe, herrschte jetzt größte Aufregung nach den empfangenen Worten. Hahnfeld und Strauß versuchten Kommandanten Gelhaar zu überreden, sie nach außenbords in die Station zu lassen. Dieser weigerte sich jedoch strikt.

„Ich weiß nicht, was da drin los ist“, rief Gelhaar. „Es sind schon genug Opfer. Wir können nicht noch mehr Leben aufs Spiel setzen. Dies kann ich als Kommandant nicht verantworten, das müßt ihr verstehen.“

„Aber wir müssen ihnen doch helfen!“ entgegnete Hahnfeld empört.

„Was hier gemacht wird, Herr Oberstleutnant, müssen Sie schon mir überlassen! Hier bin ich der eingesetzte Chef und trage für alles die Verantwortung.“

Christian Strauß hatte den Wortwechsel schweigend verfolgt. In seinem Gesicht spiegelte sich Ärger und Unverständnis wider. Auch ihm behagte Gelhaars Entscheidung keineswegs. Dennoch versuchte er mit beruhigenden Worten auf Hahnfeld einzuwirken. „Wir sollten versuchen, die Funkverbindung zu stabilisieren“, sagte er. „Vielleicht bekommen wir so etwas mehr mit, was da drinnen passiert.“

„Als ob das etwa helfen könnte“, brauste Hahnfeld erneut auf.

„Nun reicht es aber!“ schrie Gelhaar jetzt den Oberstleutnant an. „Wenn Sie nicht sofort Ruhe halten ...“ Während dieser drohenden Worte machte er sich eifrig an der Funkanlage zu schaffen. Seine beiden Gefährten beobachteten ihn nun dabei schweigend. Alle drei Männer hofften, von den in der Station offenbar Eingeschlossenen ein Lebenszeichen zu bekommen. Während der Kommandant an den Einstellknöpfen der Funkanlage vorsichtig drehte, rief er über das Mikrophon ständig Strox und Brandt. Als das Rauschen aus dem Lautsprecher einmal abklang, hörten sie erneut deren Worte. Irgend etwas Schreckliches mußte in der

Mondbasis vor sich gehen. Die beiden Kundschafter bekamen offensichtlich das Außenluk nicht wieder auf, während von drinnen eine geheimnisvolle Gefahr auf sie zukam. Nur in abgerissenen Satzfetzen hörten die drei Männer in der Flugscheibe etwas von einer unheimlichen Gestalt, die sich Strox und Brandt, aus dem Inneren der Station kommend, zu nähern schien. War es ein zufällig aufgewachter „Schläfer", dem der Tiefschlaf nicht bekam und der nun wahnsinnig geworden in der Station herumspukte? Doch mit dem müßten Strox und Brandt eigentlich fertig werden, meinten die drei Männer in ihrer Flugscheibe.

Währenddessen spielten sich hinter den massiven Wänden der Eingangsschleuse wirklich schreckliche Szenen ab. Strox und Brandt hatten es aufgegeben, die Tür öffnen zu wollen. Hingegen setzen sie jetzt alle Kräfte ein, sich gegen nun zwei unheimliche Angreifer zu wehren. Hinter der geöffneten Türe am Ende des Tunnels war nämlich einer der Schläfer aufgetaucht, der auf sie zutaumelte und mit wahnsinnigem Blick sie dabei durch sein Helmvisier anstarrte. In seiner rechten Hand trug er eine gefährlich aussehende Waffe. Während sich die makaber wirkende Gestalt in bedrohlicher Weise den beiden Erkundern näherte, tauchte zu deren Entsetzen auch noch einer der von unbekannter Hand aktivierten schwarzen Roboter in dem Gang auf. Strox und Brandt versuchten vergeblich über ihren Funk Kontakt mit dem offensichtlichen Angreifer aufzunehmen. Das gräßlich verzerrte Gesicht hinter seiner Helmscheibe starrte sie nur schweigend an. Der erste

Feuerstrahl aus dessen Waffe traf Strox mitten in die Brust. Ohne einen Laut rutschte er mit dem Rücken zum Außenluk hin in sich zusammen. Brandt hatte die schier apokalyptische Szene mit größtem Entsetzen wahrgenommen, rettete sich aber dennoch mit einem verzweifelten Sprung vor dem nächsten Feuerstoß aus der Waffe des Angreifers. Dieser schlug leicht dampfend in das Metall des Außenluks ein. Hier war nur noch der Angriff die beste Verteidigung, meinte Brandt und warf sich mit einem schier übermenschlichen Sprung der bedrohlichen Gestalt entgegen. Es gelang ihm auch, den Überraschungsmoment zu nutzen. Er prallte mit seinem Helm hart gegen den Skaphander des Unbekannten und riß diesen mit sich zu Boden. Beim Aufprall ließ der Mörder von Strox die Waffe fallen, die weit beiseite schleuderte. Eben wollten die beiden Männer in ihren unförmigen Raumanzügen zu ringen anfangen, als Brandt unverhofft am Helm von einem gewaltigen Schlag getroffen wurde. Mit Schrecken sah er über sich die metallene Faust des schwarzen Roboters sich zu einem erneuten Schlag erheben. Es gelang ihm noch einmal sich zur Seite zu werfen, doch dann klammerte sich sein offenbar wahnsinniger Gegner wieder mit aller Macht an ihn. Dies war der Moment, wo der Automat zu seinem zweiten Schlag gegen den Helm Brandts ansetzte. Dieser traf ihn dann auch mit zerstörerischer Wucht. Der Kopf von Brandt schlug beim Aufprall der metallischen Faust im Helminneren heftig hin und her. Er verlor das Bewußtsein, noch bevor das Helmglas durch einen dritten Schlag endgültig zersplitterte. Die blitzartig eindringende eisige Kälte und Luftleere spürte er

dann schon nicht mehr.

Vor den seelenlosen Objektivaugen des Roboters kroch nun nur noch der Wahnsinnige im Tunnel der Mondstation umher. Er versuchte, sich vor den wuchtigen Hieben des Metallarmes in Sicherheit zu bringen. Der inzwischen schon tote Körper Brandts schien den Automaten indessen nicht mehr zu interessieren. Er wandte sich nun dem sich hektisch bewegenden Mann zu, der anscheinend ins Innere der Station zurück flüchten wollte. Aber auch in ihm sah die Automatik der Maschine jetzt aus unerfindlichen Gründen einen Feind. Die Blitze der Strahlenwaffe trafen sie zwar, erwischten jedoch keine Teile, die für ihre Funktion wesentlich waren. Und so blieben nur noch wenige Sekunden, ehe auch der Helm des wohl wahnsinnig gewordenen Stationsmitglieds von wütenden Hieben zertrümmert wurde. Eine tote, blutige Grimasse starrte aus den Splittern des Plexiglases dem Automaten hinter her, als er zurück ins dunkle Innere der Station wankte.

Die ungewöhnlichen Aktivitäten im Eingangstunnel zur Mondbasis hatten empfindlichste Sensoren aktiviert, die ihrerseits Signale an den Zentralrechner der Station sandte. Die dort auflaufenden Informationen suggerierten dem Elektronengehirn eine Angriffshandlung auf die Basis. Schließlich spielten sich die zerstörerischen Aktivitäten im Eingangsbereich der Station ab. Dem Rechner blieben, ohne menschliches Zutun, nur wenige Alternativen. Einerseits konnte er die sich im Tiefschlaf befindende Besatzung

wecken, was jedoch fast zwölf Stunden bis zu deren Handlungsfähigkeit gedauert hätte, andererseits blieb die Möglichkeit, die Station bei einem akuten Angriff durch Selbstzerstörung zu vernichten. Das Elektronengehirn rechnete nur wenige Sekunden lang … Die ihm zugeleiteten Informationen ließen es zu dem Schluß kommen, daß ein unmittelbarer feindlicher Angriff stattfand und der Gegner sich schon Zugang zum Eingangstunnel verschafft hatte. Somit wäre es also möglich, daß die Station schon lange vom Feind besetzt wäre, bevor das eigene Personal handeln könnte. Der Zentralrechner setzte nach fünf Sekunden so die Automatik auf die Variante zwei, um das Geheimnis in dem Mondgebirgszug auf immer zu bewahren …

Im Inneren von „Isais“ spitzte sich die Auseinandersetzung zwischen den drei Männern weiter zu. Nun schien es als ergriffe auch Christian Strauß die Partei Hahnfelds. Die beiden machten zunehmend Front gegen Gelhaar, der unter keinen Umständen auch nur noch eine weitere Person von Bord lassen wollte.

„Sie sind ein ganz großer Lump, Sie!“ schrie Hahnfeld hochroten Kopfes den Kommandanten an. Und er machte alle Anstalten, Gelhaar mit beiden Fäusten an den Kragen zu gehen. Indessen versuchte Strauß, die beiden Streithähne auseinander zu bringen. Er zerrte und riß an ihnen herum, was deren Zwistigkeiten eher noch verstärkte. Im Moment war bei allen Beteiligten jedwede militärische Contenance verloren gegangen. Man raufte miteinander und schrie sich

an. Endlich gelang es Gelhaar sich loszureißen.

„In Arrest, in Arrest stecke ich euch beide!“ brüllte er schnaufend. „Wo gibt es denn so etwas. Sie vergessen wohl, daß Sie deutsche Offiziere sind!“ Die drei lösten sich voneinander und schauten einander betreten an. In diesem Augenblick aber drang ein greller Lichtschein durch die Bullaugen des Flugkreisels in sein Inneres. Sie stürzten erschrocken an die Bildschirme und Außenfenster. Dort, wo die Mondstation sich unter den Felsen verborgen hatte, ebbte eben eine glühende Wolke in Bruchteilen von Sekunden ab, und nur noch herumfliegende gewaltige Felstrümmer rotierten in der schwachen Schwerkraft des Mondes seiner Oberfläche entgegen. Ihr Problem hatte sich eben auf so unerwartete wie grausame Art und Weise gelöst. Die Station gab es nicht mehr, und alles in ihrem einstigen Inneren war tot. Schockiert starrten die Männer in die fahle Mondlandschaft draußen. Kein Zeichen von Leben zeigte sich dort. Wüst und öd lagen die zerborstenen Felstrümmer im grellen Sonnenlicht. Langsam setzte sich die gewaltige Staubwolke und gab die Sicht auf den halb zerstörten Gebirgszug vollends wieder frei. Von der Mondbasis war jedenfalls nichts mehr übrig, schien es. Nicht einmal Trümmerteile ließen sich in dem Gewirr des Gesteinsschutts ausmachen.

Noch immer sprachlos schauten Gelhaar, Hahnfeld und Strauß sich nun einander an. „Was um Gottes Willen war das?“ entfuhr es endlich dem Kommandanten. Der Streit von

vorhin war vergessen. „Eine gewaltige Explosion“, murmelte Hahnfeld entsetzt. „Sie hat alles hinweg gefegt.“

„Aber was hat sie nur auslöst?“ flüsterte Strauß, dem auch noch immer die blanke Erschütterung ins Gesicht geschrieben stand. „Irgendein Zündmechanismus“, vermutete Gelhaar. „Vielleicht haben unsere Leute da drinnen etwas falsch gemacht. Am besten, wir fliegen hier rasch ab. Und dies ganz schnell. Wer weiß, was hier noch geschieht. Es hätte uns übrigens übel erwischen können, wären wir nur ein wenig näher dran gewesen.“ Die beiden anderen vermieden es, auf seine Worte zu antworten. Hier spielten zu viele Unwägbarkeiten eine Rolle. Und hier gab es nun auch wirklich nichts mehr auszurichten, geschweige denn zu retten. Jede Hoffnung war dahin. Schweigend begaben sie sich auf ihre Plätze. Hahnfeld mußte Gelhaar assistieren, da ja der Co-Pilot nicht mehr anwesend war. Strauß saß seinerseits vor den Bildschirmen und beobachtete den Startvorgang.

„Wir werden Europa anfliegen“, erklärte Gelhaar leise. „Ich denke, wir sollten langsam wieder unter Menschen kommen. Oder ist jemand anderer Meinung?“

„Und ich will einfach wieder in meine alte Basis zurück“, murmelte in diesem Augenblick Hahnfeld leise und von den anderen kaum verstanden vor sich hin.

Vatikanstadt

Oliver Goldberg war sich bewußt, daß selbst er hier am Ende seiner Möglichkeiten angekommen war. Weiteres Aufbegehren mochte die Kuttenmänner nur noch mehr verärgern. Aber er wollte ja etwas von ihnen, was auch für ihn und seine Loge nicht so einfach zu bekommen war. Hier halfen jedenfalls keine Millionen von Dollar. Damit konnte man diesen verdammten Priestern leider nur ein müdes Lächeln entlocken, wenn überhaupt. Deren Macht gründete sich zwar auch auf ungeahnte Schätze, aber da war noch etwas anderes, etwas ganz anderes, schwante es Oliver Goldberg. Und das war der Punkt, wo der kleine, fette Mann am Ende seines Intellekts angekommen war. Wie ein Wurm wand er sich in dem Sessel, aber seine bescheidene Phantasie verließ ihn. Sein Gehirn, dem zwar Bosheit, Eigennutz, Raffgier und Verrat alles andere als fremd waren, konnte diese höheren geistigen Ebenen nicht mehr erfassen. Und so kam es, daß er böse vor sich hinstarrend im Raum bald wieder hin und her lief. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, da erschien endlich einer der Kardinäle. Goldberg kannte ihn nicht und es war ihm auch egal, wer die Botschaft überbrachte.

„Mr. Goldberg, öffnen Sie diesen Umschlag keinesfalls, bevor Sie wieder in Amerika gelandet sind. Sie werden sonst Gott oder dem Satan schneller angesichts werden, als ihnen lieb ist. Ich rate ihnen nur, beherzigen Sie meine Warnung!“

Damit übergab ihm der Kardinal einen gewichtigen, dicken Umschlag, der alles Mögliche enthalten konnte. Die Siegel des Vatikans prangten an allen seinen Seiten.

„Fliege ich damit in die Luft, werden Sie es bereuen! Unglaublich, was in diesem Hause geschieht“. Das plötzliche Auftauchen zweier Angehöriger der Schweizer Garde veranlaßten ihn jedoch, seine Tiraden schnell zu beenden. Ohne ein Wort des Abschieds verließ ihn der Kardinal, und die Wachmänner schoben ihn regelrecht zur Tür hinaus. Sie brachten ihn noch bis an ein kleines Nebentor, wo er endgültig das Gelände des Vatikans verließ. Draußen rief Goldberg über sein kleines Funkgerät im erbosten Ton seinen italienischen Fahrer herbei und beschimpfte diesen dann, weil es einige Minuten dauerte, bis er bei dem abgelegenen Seitenausgang angekommen war.

Als er wieder in seinem Jet saß, schielte Goldberg noch immer wütend auf das Päckchen, das er nicht zu öffnen wagte. Die Pfaffen werden eine Zeitbombe oder so etwas eingebaut haben, dachte er grimmig und giftete die Flugbegleiterin böse an, die ihm gerade einen Drink brachte. Erschrocken entschwand die Blondine eiligst wieder im Servicebereich des Jets und hoffte, daß sie nicht so bald wieder zu ihrem Boss gerufen wurde. Dem Alten konnte man in letzter Zeit auch gar nichts mehr recht machen, dachte sie empört. Es wird immer schlimmer mit ihm. Wenn nicht die vorzügliche Bezahlung des Jobs wäre, hätte sie sich schon lange etwas anderes gesucht. Vivien, so hieß das blonde

Mädchen mit der schmalen Figur, ahnte aber nur, daß man von Goldberg nicht so einfach mehr weggehen konnte. Sie hatte früher unter anderem als Hure gearbeitete. Sie verfügte nur über einen begrenzten Horizont, war aber durchtrieben und raffiniert.

Die Düsenmaschine flog sehr hoch über dem Atlantik Richtung Westen. Draußen herrschte eine eisige Temperatur. In der gut temperierten Kabine herrschte Ruhe, die nur vom schwach hörbaren Rauschen der Triebwerke etwas gestört wurde. Goldberg hatte den Umschlag in den Bordsafe eingeschlossen und ruhte nun schnarchend auf dem bequemen Liegesitz. In seinem Hirn herrschte aber keine Stille. Wüste Träume quälten ihn, in denen er immer wieder dunkle Kuttenmänner auftauchen sah, die dämonisch lachend bündelweise Dollarnoten vor seinen Augen zerrissen. Das Einzige was ihm je lieb und teuer war schändeten sie, machten es wertlos und zündeten es dann gar noch an. Heiße Flammen schlugen aus dem Haufen zerfetzter Scheine nach oben. Da merkte er, daß er inmitten des Feuers wie auf einem Scheiterhaufen stand. Gelbe Flammen leckten schon bis zu seinem Kopf hinauf. Goldberg schrie nun wirklich markerschütternd und wachte auf. Blanker Angstschweiß rann ihm über das hochrote Gesicht. Er war völlig fertig und aufgelöst. Fast wäre er von der breiten Liege gefallen. Fluchend setzte er sich auf und starrte aus dem Fenster.

Draußen herrschte jetzt schon tiefe Nacht.

„Wo sind wir, Captain?“ brüllte er im rüden Befehlston in die Sprechanlage, die ihn mit dem Cockpit verband. Der Chefpilot, ein alter Militärflieger, der sich im nahen Osten und anderswo seine Sporen verdient hatte, indem er haufenweise fremde Menschen tötete und zahllose Wohngebäude zerbombte, antwortetet sofort: „Wir sind gleich daheim, Mr. Goldberg. Noch etwa eine halbe Stunde, dann setzen wir zur Landung an.“ Knurrend bestätigte Goldberg die Information.

Dann klopfte es vorsichtig an die Tür zu seiner Schlafkabine. Vivien kam mit einem Platintablett, auf dem ein Imbiß stand. Fast schüchtern betrat sie die Kabine und schaute aus angstvollen Augen zu Goldberg.

„Was glotzt du so blöd“, herrschte er das Mädchen an. „Stell hin. Ich bediene mich selbst. Glaubt ihr eigentlich alle, ich kaufe euch eure Schauspielereien ab?“ Sein Ton wurde wieder lauter. „Und gerade du hast es nötig, hier das erschrockene Püppchen zu spielen. Raus du verfluchte Schlampe!“ brüllte er. „Und laß mir die Piloten in Ruhe!“

Mit einem leichten Klatschen schloß sich die Kabinentür hinter Vivien. In ihren Augen lohten nun Flammen der Wut. Du dreckiges, altes As, dachte sie und malte sich genußvoll aus, wie sie Goldberg jetzt am liebsten erdrosseln würde. Ihre kalten Hände ballten sich hart zusammen. Ein „masurisches“ Handtuch müßte man nehmen, da sieht es niemand ..., dachte sie in ihrem etwas einfachen, aber durchtriebenem Geist. Und mit leichter Wehmut erinnerte sich Vivien ihrer alten

Heimat, die sie schon als Kind verlassen mußte.

Goldbergs Service-Mannschaft setzte sich aus Personen zusammen, die man allgemein als gescheiterte Existenzen bezeichnete. Es handelte sich um Leute, die keine Angehörigen mehr hatten und deren zumeist bescheidenen intellektuellen Fähigkeiten sicherten, daß sie sich nie Gedanken darüber machten, was eigentlich um sie genau vorging. Und diese Truppe konnte zudem beliebig ausgetauscht werden. Ihre niedrige Moral machte sie zu willfährigsten Werkzeugen, die für Dollars alles taten. Begriffe wie Liebe, Ehre und Treue kannten sie nicht einmal dem Namen nach. So kam es, daß sie sich mit ihrem mächtigen Herrn in gewisser Weise doch auf einem Level befanden, ohne daß der dieses je verstanden hätte.

Oliver Goldberg zerrte das Päckchen aus Rom wieder aus dem Bordsafe, als der Jet in Sinkflug überging. Mißtrauisch betrachtete er es nochmals und ließ es dann vorsichtig in einem Diplomatenkoffer verschwinden. Bei der Landung auf einem kleinen Privatflughafen setzte die Maschine etwas hart auf, was bei Goldberg erneut die Stirnadern schwellen ließ. Erst wollte er beim Aussteigen den Piloten anbrüllen, doch er beherrschte sich mühevoll. Schließlich hatte er jetzt anderes zu tun. Die schwer gepanzerte Limousine stand schon auf dem Rollfeld bereit und der schwarze Fahrer riß eilfertig den Schlag auf, als er seinen Chef keuchend mit kurzen, schweren Schritten kommen sah. Doch eine unleidliche Handbewegung und ein unverständliches Zischen jagte den Mann beiseite, als

er ihm den Koffer abnehmen wollte, dann ließ der Fahrgast sich schwer in den Font fallen. Mit einem sanften Schmatzen schlossen sich die Türen des Wagens. In der Ferne strahlte das nächtliche Lichtermeer New Yorks in falschem Glanz und Glemmer. Auch ein immerwährendes leises Brausen drang von dort her, denn der menschenverachtende Moloch kam nie richtig zur Ruhe. Dorthin raste jetzt das schwere Fahrzeug und sein einsamer Insasse hoffte, daß er nun bald mehr über das Schicksal dieser riesigen Stadt, des Landes und des ganzen Planeten erfahren würde.

Der Kontrolleur

Der Mann stieg in die alten Anlagen des sogenannten Ostwalls hinab, die seit dem Krieg vergessen in der Tiefe lagen. Mitunter aber krochen schon deutsche und polnische Abenteurer und Schatzsucher hier hinunter, doch die fanden nur leere Gänge, Tunnel und Panzerwerke, die zwar beeindruckend waren, aber nichts von den wirklichen Geheimnissen des Systems verrieten. Der Mann jedoch war einer der wenigen Wissenden und er schritt furchtlos und zielstrebigen Schrittes in der Tiefe dahin. Der starke Lichtschein eines großen Handscheinwerfers riß immer wieder neue Gänge aus der Finsternis, die abseits des breiten Haupttunnels lagen.

In das geheime verschlossene Labyrinth gelangte man nur, wenn verborgene Öffnungsmechanismen betätigt wurden. Hier lag dann auch ein noch funktionsfähiger Untergrundbahnhof der elektrischen Kleinbahn. Die Draisine stand auf ihrem Gleis, das sich in der tiefen Dunkelheit verlor. Der Mann überprüfte sie kurz, dann stieg er ein und das kleine Fahrzeug rollte surrend los. Der Bordscheinwerfer erhellte jetzt spärlich den unterirdischen Schienenstrang. Der enge Tunnel zog sich nach wenigen Minuten in einem leichten Bogen dahin und der Fahrgast schaltete zusätzlich seinen Handscheinwerfer ein, um den Zustand der Betonwände zu begutachten. Leise ratternd drang die Draisine unterdessen immer tiefer in die abgelegenen

Systeme des Ostwalls vor. Es vergingen noch einige Minuten, dann erreichte das Schienenfahrzeug sein Ziel. Der Tunnel erweiterte sich etwas und gab wieder einem kleinen Bahnhof Raum, der lediglich aus einem schmalen Bahnsteig an dem schmalen Gleis bestand. Der Mann stieg aus und versicherte sich, daß auch diese geheimen Abschnitte menschenleer und ungestört in der Tiefe ruhten. Dann erst setzte er seinen einsamen Weg fort. Er öffnete noch einige verborgene Sperren und betrat schließlich eine Art von Zentrale.

Der halbrunde Betonraum war erfüllt von einem diffusen Licht. Am Schaltpult blinkten einige Lämpchen, andere wiederum leuchteten ständig. Mit aufmerksamen Blicken kontrollierte der einsame Besucher die Anzeigen auf dem breiten Pult. Er stutzte, als er sah, daß eines der Lichter verloschen war, das eigentlich in einen beruhigend grünen Schein hätte leuchten müssen. Seine Miene verdüsterte sich, und auf seiner hohen Stirn bildeten sich tiefe Falten. Das kleine Schild unter dem verloschenen Lämpchen war mit M1 beschriftet. Was war da geschehen? ging es dem Mann durch den Kopf. Oder lag hier nur ein technischer Ausfall der Anzeige auf dem Pult vor. Etwas nervös griff er zu einem Schubfach unter dem Pult und holte einiges Werkzeug daraus hervor. Dann schraubte er rasch und werkelte an der Abdeckung herum. Doch schließlich mußte er feststellen, daß das Kontrollämpchen in Ordnung war, denn auch ein neu eingesetztes leuchtet nicht auf, wie es spätestens jetzt hätte sein müssen. Verärgert warf er das Werkzeug zurück in die Lade. Mit düsterem Gesicht setzte er sich auf einen der

Kommandosessel und rang schweigend die gepflegten Hände. Hier konnte er nichts mehr machen. Es war sehr schlimm, wenn die ferne Station tatsächlich ausgefallen war. Doch es blieb ihm nur, diesen Umstand hilflos zu registrieren. Aber da glommen ja noch die anderen Lampen und signalisierten so die wohl noch funktionierende Existenz dieser Stationen. Er nahm die dicke Kladde zur Hand und schlug die letzte Seite auf. Dort waren in seiner feinen Handschrift die letzten Kontrollen dokumentiert, die er, wie immer zuverlässig und exakt durchführt hatte. Noch lange saß er grübelnd in dem einsamen Bunkerraum und vor seinem inneren Auge zogen Menschen und ihre Schicksale vorüber. Seine Gedanken wanderten auch bis zu der Burg am Alpenrand, die er nur einmal vor vielen Jahren besucht hatte. Dann riß er sich mit Gewalt aus dem Dämmer. Was sollten diese unnützen Erinnerungen, schalt er sich selbst. Er hatte noch etwas anderes zu erledigen. Sein Gesicht war grimmig, als er die vergessenen Untergrundanlagen wieder verließ.

Nach längerer Rückfahrt wieder daheim angekommen zog es Meurat sofort in den Keller des großen alten Wohnhauses, in dem sich nicht nur seine Wohnung und Büroetage befand. Er hatte das Gebäude schon vor Jahren komplett erworben, bewußt ohne weitere Personen darüber in Kenntnis zu setzen. Und er nutzte es alleine. Die schwere Kellertüre öffnete sich geräuschlos und gab nach etlichen Stufen in die Tiefe den Weg in einen kleinen Gang frei. Zielstrebig schritt Meurat auf eine der hinteren Türen zu. Auch diese war nachträglich besonders verstärkt worden,

lagerte er doch hier wichtige Dinge wie sein Archiv. Doch diesem galt jetzt nicht sein Besuch. Nach dem Öffnen mehrerer komplizierter Schlösser zog er auch diese feste Pforte leise auf und betrat den dahinter liegenden Gewölberaum. Dort ging er - nun mit einer aufgesetzten alten Gasmaske, die seinen Kopf völlig verhüllte und seine Stimme bis zur Unkenntlichkeit verzerrte - zu einem noch tieferen und noch versteckteren Verschlag. Der längliche und ungewöhnliche Behälter, der darin stand, war nicht nur an die Elektroversorgung des Hauses angeschlossen, selbst ein automatisches Notstromaggregatstand für ihn bereit. Schließlich wollte Meurat, daß seinem „Gast“ nichts passierte. Dieser aber schlief noch immer fest in einer Art Sarkophag, der bis auf eine Sichtscheibe in Gesichtshöhe ganz aus Metall bestand. Als Meurat leise näher trat starrten ihn plötzlich Sabines eben geöffnete Augen angstvoll und verzweifelt entgegen ...

Ihr Gesicht war so wächsern wie das einer Leiche. Doch ihr Mund öffnete sich und murmelte im Inneren des bizarren Gefängnisses unhörbare Worte. Aufgeregt kontrollierte Meurat nun die verschiedenen Kabel- und Rohrverbindungen, die von dem Behältnis zu Versorgungseinheiten führten. Aber die Frau war wohl eben erst auch ihrem künstlichen Tiefschlaf erwacht. Meurat sah dies aber mit runzelndem Mienenspiel, denn eigentlich hätte sie noch lange schlafen müssen. Nur sehr langsam und zögerlich löste er die Außenverriegelungen des sarkophagähnlichen Behältnisses. Viele Dinge schwirrten ihm dabei durch den Kopf. Immerhin

hatte er Sabine, Wolfs Freundin, schon lange in seinem Keller weggesperrt, wohin er sie entführte, als Wolf im Eulengebirge weilte. Seine Entrüstung über ihr Verschwinden war gegenüber Wolf so nur vorgespielt gewesen, dem er scheinheilig Nachforschungen versprochen hatte. Aber er brauchte Sabine, denn nur sie bot ihm eine Art Unterpfand, so hoffte er zumindest, um Wolf unter Druck zu setzten, wenn ihm dieser nicht sämtliche Ergebnisse seiner Nachforschungen im Eulengebirge geben und auch nur irgend etwas davon verheimlichen wollte. Denn Meurat, und das war der Knackpunkt der ganzen Geschichte, hatte in ärgsten finanziellen Nöten, die seine ganze Existenz aufs Spiel setzten, sich mit einer dunklen Bruderschaft verstrickt ..., der er diese Ergebnisse beschaffen mußte. Die Folgen seines Tuns konnten unabsehbar sein, denn diese Forschungen zur Zeit des dritten Reiches - oder gar noch davor - befaßten sich mit Dingen, die schier unglaublich waren. Da war es nicht nur um Kernforschung und andere Formen von Energiegewinnung gegangen. Besonders interessierten sein Auftraggeber sich für die Wirkungen einer Art technischer Glocke, die, wenn in Funktion, gar den Lauf der Zeit verändern sollte. Auch die Resultate von Genversuchen an menschlichen Embryonen, die aus einem Geheimlabor im hohen Thüringer Wald ins Eulengebirge verbracht wurden, seien von höchst brisantem Interesse. Sabine, als seinen Unterpfand, gedachte Meurat aber nun direkt an diese Bruderschaft zu überstellen, denn er hatte keine Lust mehr, sich ständig weiter um seine Geisel kümmern zu müssen. Sollten sich doch diese Brüder mit ihr befassen, immerhin hatte er deren Einverständnis bekommen

die junge Frau zu entführen, um so für mögliche Eventualitäten gerüstet zu sein. Doch insgeheim glaubte Meurat, daß Wolf ihm schon seine Forschungsergebnisse völlig arglos mitteilen würde. Damit könnte dann aber auch Sabines Entführung zu einem Problem werden, wenn sie dann noch hier weilte. Aber schließlich konnte er sie nicht einfach wieder frei und ins Wolfs Arme entlassen. Zwar war er gegenüber Sabine immer nur als unheimlich wirkender Gasmaskenmann getarnt aufgetreten. Dennoch hegte er Zweifel, ob sie ihn nicht doch identifizieren könnte. Aber erst einmal wollte er - wie auch immer - nochmals Wolf treffen, dann würde er weitersehen. Die dunkle Bruderschaft wartete scheinbar dringend auf die Informationen, die er von Wolf exklusiv abverlangen sollte. Schließlich war der lange genug auf den Spuren seines Vaters in der Anlage „Riese“ gewesen. Wolf würde in seinem Rucksack schon etwas Handfestes von dort mitgebracht haben. Leider konnte Meurat ihm vor seiner Abreise keine speziellen Wünsche nennen, denn das wäre zu auffällig gewesen. Und nach Wolfs Rückkehr war es ihm auch nicht möglich, an den Inhalt des Rucksackes heranzukommen. Zu sehr hatte ihn sein Besitzer, wenn auch wohl nur instinktiv, bewacht. Wichtig war aber nun, nochmals an Wolf und vor allem an den Inhalt des nun für ihn nun erstmal entschwundenen Rucksackes heran zu kommen. Und das alles mußte sehr schnell gehen, denn seine Aufraggeber und Geldgeber für seine weitere Existenz warteten nicht mehr lange. Mit wie immer vorgehaltener Pistole winkte er dann Sabine zu, aus ihrem Behälter auszusteigen, denn sie sollte Toilette machen und die von ihm

mitgebrachten Speisen und Getränke zu sich nehmen. Während Sabine in dem kleinen Bad verschwand geriet Meurat erneut in aber nun angestrengte Gedanken. Wie sollte es nun weitergehen? Seine Auftraggeber drängten schon gefährlich und er wollte auch den restlichen Teil des Geldes haben, den er aber nur bekam, wenn er ihnen das Material lieferte. Nochmals beglückwünschte er sich aber zu dem Coup, den er in Sachen Sabine in Wolfs Abwesenheit eingefädelt hatte. Wolf glaubte tatsächlich, dass er nach seiner Rückkehr aus dem Eulengebirge die Leiche seiner Freundin gefunden hatte. Doch in deren Haus hatte ein gedungener Auftragsmörder eine ihr sehr ähnliche Frau als Leiche drapiert. Da diese fremde Tote ziemlich entstellt war, hatte Wolf in all seiner Aufregung und Entsetzen dies auch nicht mitbekommen. Und Meurat war sofort noch in der Nacht nach Wolfs Ankunft bei ihm zurück in Sabines Haus gefahren, wo er die fremde Leiche für immer verschwinden ließ. Es gruselte ihn noch immer, wenn er nur daran dachte, wie er halb in der Nacht die entstellte Tote zum Auto geschleift, und sie dann später unter dem Steg eines sumpfigen Weihers inmitten einsamer Wälder versenkt hatte. Meurat war echt tief in Gedanken versunken. Schließlich war er alles andere als ein gewalttätiger Mensch. Die Entführung von Sabine hatte ihn schon viel Überwindung gekostet. Und dann noch diese entsetzliche fremde Leiche in dem Haus, der er wohl oder übel beseitigen mußte. Es schüttelte ihn noch immer und war jetzt wie benommen.

Der Schlag von hinten auf seinen Kopf traf Meurat

unvermittelt. Sabine, die absichtlich ganz leise aus der kleinen Badezelle gekommen war, hatte die günstige Gelegenheit beim Schopfe gepackt, als Meurat - innerlich völlig abwesend - ihr Herauskommen nicht sofort bemerkte. Mit einer der schweren, vollen Wasserflaschen, die Meurat für seine Geisel selbst mitgebracht hatte, schlug sie voll zu. Sabine konnte ihr Glück dann kaum fassen. Meurat nahm sie dann zwar doch noch kurz wahr, aber da hatte sie schon die Flasche gehoben und ließ sie auf seinen Schädel herabsausen. Der Mann gab dann keinen Mucks mehr von sich und sank zu Boden. Die Pistole glitt ihm dabei aus der Hand. Sofort nahm Sabine die Waffe an sich. Dann schleifte sie den regungslosen Körper zu dem unheimlichen Behälter, in dem sie selbst lange Zeit eingesperrt gewesen war. Und Sekunden später hatte sie ihren Widersacher in die Truhe gepackt. Die Schläuche, mit denen er sie dann immer verbunden hatte, setzte Sabine nun an seinen Körper. Noch atmete Meurat schließlich, wie sie feststellen konnte. Zuvor hatte sie natürlich die Vermummung des von ihr Niedergeschlagenen entfernt und sehr erschrocken festgestellt, daß es sich um den Anwalt Meurat handelte. Ihre Überraschung war sehr groß und sie bekam nun noch mehr Angst um Wolf, der ja eng mit dem Anwalt zusammenarbeitete. Sie mußte sofort irgendwie Kontakt mit Wolf aufnehmen. Schnellstens machte sie sich daher auf den Weg hoch ins Haus, wo sie bald Meurats Kanzlei fand. Dort wühlte sie rücksichtslos den großen Schreibtisch durch. Sie war auf der Suche nach einem Telefonnummern-Register, was der Anwalt ja haben mußte. Schließlich fand sie es neben dem Fernsprecher mitten auf

dem Schreibtisch. In ihrer Hektik hatte sie es anfangs dort einfach übersehen. Zuerst rief sie natürlich Wolf's Privatnummer an, die sie auch so im Kopf hatte, doch da meldete sich niemand. Aufgeregt blätterte sie nun Meurats Register durch. Unter dem Eintrag „Schwarzeck" stand eine ihr unbekannte Nummer. Sie erinnerte sich jedoch, daß Wolf diesen Begriff als den Namen einer alten Burg, als dem wichtigen Sitz einer für sie ominösen Organisation, mit der er ebenfalls in Verbindung stand, genannt hatte. In ihrer Situation war ihr jetzt einfach alles egal und sie wählte diese Nummer ...

Unter Schwarzeck

Schweigend ruderten Sigrun und Wolf das schwere Militärschlauchboot zurück in den Wassertunnel. Der dunkle Felsenbogen schloß sich über ihren Köpfen, und die glänzende Wasseroberfläche spiegelte im Schein der beiden Lampen das Halbrund der rauhen Steinwände wider. Obwohl auch Wolf vom tragischen Ende Köbis' noch gefangen war überlegte er dennoch, wie dieser Tunnel tief im Berg einst entstanden sein mochte. Die Wände schienen jedenfalls nicht durch Wassereinwirkung gebildet worden zu sein. Eher konnte man sich vorstellen, daß sie vor sehr langen Zeiten aus dem Fels geradezu herausgeschlagen wurden. Doch wer sollte das getan haben? Wolf überlegte noch eine Weile, während er weiter angestrengt ruderte, doch dann gab er auf. Alles erschien ihm hier unten einfach zu rätselhaft und zu mystisch. Er konnte sich keinen Reim darauf machen. Fest stand, daß alles hier in der Tiefe des Berges sehr, sehr alt schien. Wahrscheinlich hatten sich sogar die alten Tempelritter mit ihrem Schatz in eine unterirdische Grotte gesetzt, die die Natur schon sehr lange vor ihrer Zeit angelegt haben mochte.

Ein leiser Aufschrei aus Sigruns Mund unterbrach plötzlich seine Gedankengänge.

„Was ist nun wieder los?“ rief er etwas unwirsch und erschrocken. Die Frau hinter ihm im Boot deutete mit

angstvoller Miene auf das Wasser. In dem schien ein starke Strömung aufzukommen, die die bis dahin fast völlig ruhige Oberfläche zu einem leichten Brausen brachte. Unangenehm dabei war, daß die heftige Strömung aus Richtung des Brunnenschachtes kam und sie zwang, mit allen Kräften gegen sie anzukämpfen, wollten sie den Brunnengrund wieder erreichen. Sie erkannten beide die Gefahr und zogen die breiten Paddel durch das dunkle, jetzt schon fast gurgelnde Wasser, daß sich ihnen jetzt geradezu entgegen zu stemmen schien. Doch sie hatten noch ein weites Stück im Tunnel hinter sich zu bringen. Während sie unentwegt und schon ziemlich erschöpft das Boot vorantrieben machten sie eine zweite, fast noch erschreckendere Feststellung: Die Wasserhöhe im Tunnel stieg plötzlich an! Dies bedeutete, wenn sie nicht rechtzeitig die Brunnenröhre wieder erreichten, mußten sie sich zurück in den Höhlensee treiben lassen oder gar in dem immer enger werdenden Tunnel jämmerlich ertrinken. Mit Schrecken erinnerte sich Wolf, daß das letzte Stück zum Brunnenschacht schon ohne den jetzt hohen Wasserstand sehr flach und niedrig gewesen war. Wie sollten sie da noch durchkommen?

„Da vorne wird es heller!“ keuchte jetzt Sigrun und zog schon den Kopf weiter ein und sank in die Knie, da sich die Felsenwände bedenklich herabsenkten. Fast hätten sie es geschafft. Doch das brausende Wasser, das jetzt mit schierer Urgewalt in den Tunnel strömte, vereitelte ihre Mühen. Sie mußten das Boot aufgeben, um ihre Leben zu retten. Wolf ließ sich gemeinsam mit Sigrun rückwärts ins eisige Wasser

fallen. Der dunkle Bootskörper und die in ihm verbliebenen Scheinwerfer schossen sofort zurück in den Richtung Höhlensee, wo ihr Licht noch für einige Sekunden gespenstisch die Steinwände beleuchtete, bevor alles verschwunden war. Unterdessen kämpften sich die Frau und der Mann mit fast übermenschlichen Kräften zum Grund des Burgbrunnens hin. Es blieb ihnen auf den letzten Metern kaum noch eine Kopfhöhe Luft zwischen der groben Felsendecke und der tosenden Wasseroberfläche. Im wahrscheinlich allerletzten Moment gelang es Wolf schließlich, den Brunnenschacht zu erreichen und er zog unter Aufbietung seiner letzten Kräfte Sigrun hinter sich her. Die beiden trieben nun am Grund des Brunnens hin und her. Wolf überlegte dabei krampfhaft, was den Ausbruch der Fluten ausgelöst haben mochte, die den vorher so problemlos zu passierenden Felstunnel zum Höhlensee nun wohl fast völlig unter Wasser setzten. Sigrun hingegen konnte an nichts mehr denken. Sie klammerte sich mit letzten Kräften an die rauhe Steinwand des Brunnenschachtes, bis es Wolf endlich gelang, sie zu dem Seil zu ziehen, daß ihre Verbindung zur Oberfläche darstellte. Dieses Seil hing ja noch immer in der Brunnenröhre und auch der dünne Strick war da, der oben den Elektromotor zum Hinaufziehen wieder einschalten würde. Irgendwie mußten Wolfs Stoßgebete erhört worden sein, denn der Mechanismus funktionierte und so wurde Sigrun als Erste wieder nach oben befördert. Wolf trieb noch einige Minuten länger im Wasser, dann schickte Sigrun ihm das rettende Seil hinab, an dem schließlich auch er hinauf nach oben gelangte. Minuten später saßen beide

völlig durchnäßt und unterkühlt nebeneinander an der gemauerten Brunnenfassung und schauten zu der halb geöffneten Tür des kleinen Brunnenhauses, durch die das helle Sonnenlicht hereinfiel, einen Hauch Wärme und Sicherheit gebend. Sie waren von ihrem eben bestandenen Abenteuer noch völlig außer Atem, so daß es eine Weile dauerte, bevor sie wieder die ersten Worte wechseln konnten.

„Wo kam denn nur plötzlich das ganze verdammte Wasser her“, keuchte Sigrun noch immer entsetzt.

„Ich weiß es auch nicht“, seufzte Wolf, wobei er aufstand und nochmals in die Tiefe der Brunnenröhre hinab blickte. „Dort unten scheint es noch immer mächtig zu brodeln. Du mußt aufstehen, sonst holst du dir noch eine mörderische Erkältung an den Hals.“ Er half Sigrun auf und sie verließen beide das kühle Brunnenhaus. Draußen, im hellen Sonnenschein des malerischen Burghofs, empfing sie das schon von herbstlichen Farben durchsetzte Laub der alten Linde. Der Baum schien eine geradezu beruhigende Wirkung auf sie auszustrahlen. Das leise Wispern seiner Blätter und das Zwitschern der Vögel ließen sie die eben bestandenen Gefahren fast wie einen Alptraum erscheinen. Doch Köbis war nicht mehr bei ihnen. Als sie sich eine halbe Stunde später in frischen, trockenen Kleidern wieder in der Burgküche trafen, war auch Mathilde wieder da. Der gute Geist des Hauses hatte für einen gedeckten Tisch gesorgt und sogar drei Gläser Grog standen dampfend auf der dicken, gescheuerten Holzplatte. Mathilde hatte noch immer kein

Wort verloren, doch sie sah ihre beiden Gäste aus ernsten Augen an. Und endlich fragte sie: „Wo bleibt denn unser Herr Köbis?“

Sigrun und Wolf hoben schweigend ihre Gesichter. Mathilde blickte erschrocken und angstvoll vom Küchenherd aus zu ihnen hin, denn Sigrun brach nun leise schluchzend in Tränen aus.

„Um Gottes Willen, Sigrun, was ist geschehen?“ Mit raschen Schritten ging sie zu der Frau, legte ihr die Arme mütterlich um die Schultern und drückte sie an sich. Sigruns Tränen flossen unentwegt, ihre schluchzenden Worte waren kaum zu verstehen.

„Wir haben noch einen von uns verloren, Mathilde. Du wirst Köbis nie wieder sehen können, denn er ist da unten geblieben. Er hat sich für uns geopfert ...“ Ein hemmungsloser Tränenausbruch schüttelte jetzt Sigrun und Mathilde hatte alle Mühe, sie fest an sich zu halten, damit sie nicht vom Stuhl sank. Wolf hatte die Szene mit kreidebleichem Gesicht verfolgt und war zu keinem Wort fähig. Auch ihm drangen jetzt wieder die schrecklichen Erlebnisse und Köbis’ tragischer Tod erneut ins Bewußtsein. Seine Hände krampften sich um den Rand der alten Tischplatte und seine Augen starrten mitfühlend zu Sigrun, die noch immer weinend ihr Gesicht an Mathildes Busen barg. Es verging aber noch eine ganze Weile, bis sich alle wieder etwas beruhigt hatten. Von Trauenfeld’s ehemalige Haushälterin hatte sich als erste wieder etwas gefaßt. Mit trauerumflorten Augen

strich sie sich ihre blaukarierte Schürze glatt, ging zum Küchenschrank und holte drei Gläser und eine Flasche heraus. Als sie das geistige Getränk glucksend einschenkte, hoben Sigrun und Wolf nun mit etwas wacherem Blick wieder die Köpfe. Dann standen auch sie vom Tisch auf. Wolf nahm sein Glas auf, sah in die Runde und sagte: „Auf unseren gefallenen Kameraden Edmund Köbis . Ehre sei seinem Andenken.“ Sie tranken die Gläser aus, stellten sie leise auf den Tisch und hielten mit gefalteten Händen noch eine Schweigeminute für ihren toten Freund ab.

Am folgenden Tag zog draußen der erste Herbststurm über die Bergwälder und rüttelte an die schmalen Bleiglasfenster der Bibliothek. Sigrun und Wolf saßen in der Nähe des Kamins, in dem Mathilde zuvor ein leichtes Feuer entfacht hatte. Graues Licht fiel durch die Butzenglasscheiben in den Raum, an dessen unregelmäßig geschnittenen Wänden sich die Bücherregale bis zur Decke erhoben. Während die Buchenscheite in den Flammen knisterten, sprachen die Frau und der Mann leise miteinander. Nach den letzten Ereignissen auf Schwarzeck gab es für die Zukunft vieles zu klären und zu besprechen. Besonders die Erfüllung des alten Vermächtnisses mußte sichergestellt werden. Sigrun und Wolf sprachen daher auch darüber, daß nur noch wenige Ordensmitglieder da waren. Der letzte Auftrag aber durfte nicht gefährdet werden. Irgendwann und von irgendwo her würde einmal eine Botschaft kommen, die bestimmte, was als Letztes zu tun sei. Und diese Botschaft mußte unbedingt ihre Empfänger erreichen.

„Wir dürfen uns keiner unberechenbarer Gefahr mehr aussetzen“, sagte Sigrun und sah Wolf in die Augen. In ihrem langen schwarzen Kleid wirkte sie wie eine Schloßherrin aus dem Mittelalter; vertieft wurde dieser Eindruck noch von dem altertümlichen Ambiente der Burgbibliothek von Schwarzeck. Während draußen nun schon der Herbstwind immer heftiger um die Mauern fauchte und die gotischen Fenstern klappern ließ, strichen Wolfs Blicke durch den Raum, in dem der lange Eichentisch mit den hohen geschnitztzen Stühlen stand. Das tief ins Holz eingegrabene Wappen des Ordens schimmerte auf ihnen in Kopfhöhe. Von dort aus wanderten seine Blicke weiter über die unregelmäßigen Platten des Steinfußbodens zu den getäfelten Wänden. An ihnen, wo sich keine Bücherregale voll zumeist altertümlicher Folianten erhoben, hingen einige altersdunkle Ölgemälde. Aus ihnen schauten die gemalte Ahnenreihe derer von Tauenfeld in die Bibliothek und erfüllte sie mit ihren schweigenden Blicken. Das flackernde Feuer spiegelte sich aber auch auf den blanken Brustharnischen einiger alter Rüstungen wieder, die die spitzbogige Türe zu bewachen schienen. Sigrun akzeptierte das vorläufige Schweigen ihres Gegenübers, stand auf und ging zu einem der Fenster. Ihre Schritte wurden gedämpft von einigen Fellen, die auf den ausgetretenen Steinplatten lagen. In der Nähe des Kamins lag das einzige Haustier, das es auf der Burg gab. Der betagte Kater Angelo hatte sich in die weichen Felle gekuschelt und schlief mit zuckenden Barthaaren tief und fest. Er träumte wohl von seiner stürmischen Jugend, in der er in dem Gemäuer als

erfolgreicher Mäusefänger in Stellung war. Sigrun hatte ihre Handflächen auf die kalte Fensterbank gelegt und starrte ebenfalls schweigend durch das trübe Glas der alten Scheiben nach draußen. Es war still im Zimmer. Erst als mit einem heftigen Knall im Feuer ein dicker Holzscheit zersprang und eine kleine Glutwolke aufwirbelte, wandte sich Sigrun ruckartig wieder vom Fenster ab und ging zurück zum Tisch. Dort erhob sich jetzt auch Wolf.

„Wir müssen die Gemeinschaft noch einmal hier versammeln“, sagte er jetzt, die Arme vor der Brust verschränkt „Wir sind ja nicht mehr viele, aber es sollen alle über die geschehenen und kommenden Dinge Bescheid wissen. Und dies muß bald geschehen.“

„Ja, so soll es sein“, erwiderte die Frau in dem hochgeschlossenen schwarzen Kleid und erhob beide Hände zu einer magisch-beschwörenden Geste. In diesem Moment brach draußen ein schmaler Streifen Sonnenlicht durch die sturmzersausten Wolken und traf auf die alten Butzenscheiben, wo er sich zu einem heftigen Farbenspiel ausbreitete. Da schellte im Nebenraum plötzlich das grell Telefon.

„Burg Schwarzeck, wen darf ich melden?“ Nach diesen Worten lauschte Sigrun ihrem Teilnehmer. Es war eine aufgeregte Frauenstimme, die nach Wolf Ebeland fragte. Sie sei seine Freundin Sabine, hieß es am anderen Ende. Weitere Angabe machte sie nicht und wollte nur wissen, ob zufällig Wolf Ebeland anwesend sei. Ihr Anruf wäre wirklich sehr

wichtig. „Moment bitte“, antwortete Sigrun mit seltsamer Stimme und hielt den Hörer zu.

„Hier will eine Frau, die sich Sabine nennt, Wolf Ebeland sprechen ...“

Wolf war dann auch wie von Donner und Blitz getroffen. Völlig entgeistert nahm er den Hörer entgegen. Diskret hatte Sigrun die Türe zum Nebenraum, in dem das Telefon stand, leise geschlossen. Es war tatsächlich Sabines Stimme am anderen Ende. Die große Freude und Überraschung wurde dann aber von dem getrübt, was Sabine ihm weiter sagte und es erschütterte Wolf natürlich zutiefst. Er vergatterte Sabine sofort zum absoluten Stillschweigen gegenüber jeder anderen Person. Es stimmte sie aber wieder froh, als er ihr sagte, daß man sie schnellstens nach Schwarzeck holen würde. So geschah es auch. Ein zuverlässiger und verschwiegener Privatpilot, der über Sigrun organisiert wurde, und der schon oft sehr gut bezahlte Kurierflüge für den Orden durchgeführt hatte, holte Sabine zwei Tage später nach Kufberg. Groß waren die Freude und das Glück, als Sabine und Wolf auf dem dortigen kleinen Flugfeld sich endlich wieder in die Arme schließen konnten. Sigrun beobachtete diese Szene mit steinernem Blick. Aber der Pilot freute sich über einen gut gefüllten Umschlag mit seinem „Sonderhonorar“ in bar, den ihm Sigrun ohne jedes weitere Wort gab und sich rasch entfernte.

Später, auf dem beschaulichen Schwarzeck angekommen, nahm sich Haushälterin Mathilde in ihrer

mütterlich-fürsorgenden Art sofort Sabine an.

„Ach, Mädchen, Sie sind ja ganz abgespannt und können sicher auch eine gute Mahlzeit sehr vertragen“, sagte sie mit Blick auf Sabines etwas erschöpft wirkendes Gesicht, wo die vergangenen Schrecken und Aufregungen es hatten schmaler werden und auch dunkle Augenringe hinterlassen hatten. Mit einem dankbaren Lächeln ließ sich so Sabine in Begleitung von Wolf in die gemütliche Burgküche führen. „Ihr Zimmer richte ich nachher gleich her, junge Frau. Da können Sie sich dann erst einmal erholen und dabei den Ausblick auf unsere schöne Landschaft genießen. Sie müssen ja einiges durchgemacht haben im Osten ... Schade, daß Sie nicht noch unser alter Burgherr von Trauenfeld kennenlernen konnte. Ich bin da schon etwas wehmütig.“ Mitfühlend strich Mathilde Sabine übers Haar und bat, nachdem ihr neuer Gast sich frisch gemacht hatte, am Tisch Platz zu nehmen.

„Bei uns gibt es zur Zeit nur einfache, aber kräftige deutsche Hausmannskost“, ließ sich Mathilde weiter verschmitzt vernehmen. „Es wird euch sicher schmecken, da bin mir ganz sicher“, und sie rührte dabei weiter in Pfannen und Töpfen, aus denen sehr appetitliche Düfte strömten. Und bald hatte sie eine deftige Vorsuppe aufgetan, der ein Gericht aus Roulade in Bratensoße mit Petersilienkartoffeln folgte. Ein Dessert aus frisch gekochtem Vanillepudding bildete den Abschluß der köstlichen Mahlzeit. Strahlend verfolgte die Köchin, wie es sich ihre Gäste gut munden ließen und immer wieder nachfaßten. „Eßt nur eßt, es ist genug da“, lachte sie

zufrieden. Eine Stunde später hatten Sabine und Wolf das gemütlichste Gästezimmer, das es auf Schwarzecke gab, bezogen.

„Es ist ja hier wirklich ein traumhafter Ausblick“, schwärmte Sabine am Fenster und bewunderte die rustikale Einrichtung des gemütlichen Zimmers, zu der auch ein kleines, feines Bad gehörte und wo über den Betten ein so altes wie prächtiges Ölgemälde die Burg Schwarzeck im Abendsonnenschein darstellte. Selbst einen Begrüßungsstrauß frischer Blumen in der Vase auf dem kleinen Schreibtisch hatte Mathilde nicht vergessen.

„Ja, hier kann man es gut aushalten“, lächelte Wolf und nahm Sabine wieder glücklich in die Arme. Zu allen seinen schlimmen und aufregenden Erlebnissen kamen nun auch die von Sabine hinzu. Was Meurat da angestellt hatte, blieb für ihn einfach so unbegreiflich wie unfaßbar. Nochmals erzählte Sabine ihm dann in aller Ruhe die Geschehnisse, die sie ja auch mental aufarbeiten mußte. Nun war sie aber ruhig und gefaßt.

„Ja, und dann habe ich ihn einfach in diese seltsame Truhe geworfen, in der er mich eingesperrt und mittels dieser unheimlichen Apparatur in eine Art Tiefschlaf versetzt hatte. Meiner Meinung nach lebte er, mein Schlag mit der Wasserflasche hatte ihn wohl nur betäubt. Ich habe ihn ja sogar noch an diese Anschlüsse gehängt, die Kiste aber fest verriegelt, wie auch alle anderen Türen zu dem Verlies, bevor ich dann nach oben ins Haus geflohen bin und dich

glücklicherweise sofort hier anrufen konnte."

Wolf grübelte. Meurats weiteres Schicksal war ihm nun zwar völlig egal, dennoch wollte er nicht, daß Sabine den anderen davon berichtete.

„Das alles, Sabine, soll und muß unser Geheimnis bleiben", sagte er schließlich bestimmt. „Selbst wenn Meurat den Aufenthalt in der Überlebensanlage, denn um eine solche geheime deutsche Erfindung handelt es sich, überstehen sollte, wird er wohl niemals mehr in das Blickfeld des Ordens treten. Und dabei soll es einfach bleiben. Wir können ja auch nur spekulieren, was ihn bewog, dich in meiner Abwesenheit zu entführen. Irgendwie wollte er dich aber wohl nicht umbringen, sondern dich später einfach für irgendwelche Zwecke nutzen können. Er hatte anscheinend Geheimnisse, von denen der Orden nichts wußte. Vielleicht ging es dabei sogar um ganz profane materielle Dinge. Nach dem Krieg ging schließlich in Deutschland alles drunter und drüber und es war Platz für skurrilste Geschehnisse, einschließlich Verrat, Bestechung und Vertrauensbruch. So soll er sein verdammtes Geheimnis eben mit ins Grab nehmen." Sabine und Wolf schworen sich dann auch ihr Stillschweigen gegenüber Jedermann und genossen die nächsten Tage unbeschwert wie Urlaubsgäste auf Schwarzeck. Sabine erholte sich dabei sehr gut und ihre Figur blühte auch wieder auf; die dunklen Ringe unter den Augen waren zuerst verschwunden und sie strahlte liebreizend mit einem frischen Gesicht.

Der Orden war nach dem Tod von Trauenfelds

geschrumpft. Und so saß etliche Tage später nur noch ein sehr kleines Grüppchen von Leuten auf Schwarzeck zusammen. Die Burg war indes weiter scharf gesichert. Die Vorfälle vom letzten großen Treffen des Ordens vom Schwarzen Stein waren den Anwesenden in unguter Erinnerung geblieben, als wohl die gegnerische Seite Komtur von Trauenfeld fast ermordet hätte. Wer jedoch der Eindringling gewesen war, blieb weiter ein Rätsel und würde es wohl auch bleiben. Derartige Vorfälle hatte es auf Schwarzeck jedoch nicht mehr gegeben.

Zu Sigrun, Wolf und Sabine, die man teilweise eingeweiht hatte, waren gerade noch drei weitere Personen zu der vertraulichen Zusammenkunft gekommen: Schriftführer Freiherr Wilhelm von Rottenbach, Manfred Eduard Lohfeld und Gunter von Möllendorf hatten sich auf der kleinen Bergfeste mit eingefunden. Und so saßen sie nun zu fünft im Turmzimmer. Sigrun sprach leise in die Runde und informierte die drei Gäste über den letzten Stand der Dinge, von dem sie noch nichts wissen konnten. Als sie die letzten Erlebnisse in den Höhlen unter der Burg und auf dem unterirdischen See schilderte, verdüsterten sich die Gesichter. Der tragische Opfertod von Köbis ging allen sehr nahe. „Es ist und bleibt ein Rätsel", ergrimmte sich Wolf, nachdem sich alle gesenkten Hauptes zu einer stillen Gedenkminute erhoben hatten.

Sie spekulierten noch eine Weile, was wohl den verhängnisvollen Mechanismus auf der Insel im See ausgelöst

haben könnte, kamen aber natürlich zu keinem Ergebnis.

„Der Vorgang wird sich uns wohl kaum mehr offenbaren. Wer immer die Anlage auch gebaut haben mag, wir werden es endgültig nie in Erfahrung bringen. Und auch nicht, was es mit den seltsamen grünen Kisten auf sich hat, die ich auf dem Rückweg noch sah. Vielleicht war es gar noch das Ahnenerbe damals“, sagte Wolf, ging dann aber nicht mehr näher darauf ein.

„Auf jeden Fall ist das unten alles schon sehr, sehr alt“, ergänzte Sigrun und sah die Männer in der Runde an. Dann fuhr sie weiter fort: „Doch nun will ich euch das Wichtigste berichten. Wir haben unten in der Grotte anscheinend die Figura gefunden, aber in ihrem Haupt fehlte natürlich der Schwarze Stein. Doch unser Mitbringsel vom Roten Planeten ist meines Erachtens ein deutlicher Hinweis, wo der sich derzeit befindet. Inzwischen bin ich mir aber gar nicht mehr so absolut sicher, ob der Kristall, den um einen solchen wird es sich bei dem ‚schwarzen Stein’ wohl handeln, überhaupt hier in die Tiefen unter Schwarzeck für die heilige Handlung gebracht werden sollte. Außerdem ist dort nun wohl alles geflutet, wie wir es erleben mußten und dabei fast auch unser Leben verloren. Vielleicht ergibt sich an seinem Verbergungsort im Untersberg selbst eine ganz andere Möglichkeit, denn ich ahne da noch einige Wunder. Ich werde euch das kleine Modell, daß wir in den verborgenen Kammern der alten Marspyramide fanden, jedenfalls gleich zeigen. Es ist nämlich so, daß die Landschaft, in der der Stein

verborgen zu sein scheint, tatsächlich den Untersberg darstellt, wie ich oder wir alle wohl annahmen und auf den auch der Feind immer seine überwachenden Blicke gerichtet hielt.“ Bei diesen Worten von Sigrun stand Wolf auf und holte aus einem dunklen Wandschränkchen das mit einem Tuch sorgfältig abgedeckte Kleinod hervor und stellte es mitten auf den Tisch.

Jetzt wandten sich ihm und dem geheimnisvollen Gegenstand alle Augenpaare zu. Sigrun zog vorsichtig das Tuch ab und zum Vorschein kam das fein ausgebildete Landschaftsmodell, in dem an einer Stelle der kleine, dunkelviolette Kristall als modellhafte Miniatur-Nachbildung saß. Zuerst bewunderte man natürlich ausgiebig die Arbeit, die vor sehr langer Zeit ein unbekannter Goldschmied oder ein ähnlicher Fachmann geschaffen hatte.

„Es ist einfach wunderbar“, sagte schließlich Gunter von Möllendorf. „Es ist einfach ein einzigartiges Kunstwerk.“

„Aber die so deutliche markierte Stelle kann wohl nur der Eingangsbereich zu tieferen Systemen des Untersberges sein, ein Höhleneingang oder eine dorthin führende Klamm“, warf dann Wilhelm von Rottenbach ganz pragmatisch in die Runde. Sigrun bestätigte darauf hin, daß man sich gerade darüber schon den Kopf zerbrochen habe, aber zu keinem schlüssigen Ergebnis gekommen sei.

„Wenn es der Untersberg ist, dann muß der Platz, wo der Stein lagert, sicherlich an einem darin tief verborgenen

Ort liegen“, überlegte Manfred Eduard Lohfeld laut. „Aber so, wie der Kristall in der Miniatur sitzt, kann und wird sich daher nur um die Lage einer in dem Berg verborgenen Höhle oder Grotte als für uns richtiger Zugang in seine Tiefen für uns handeln. Über den Untersberg gehen ja auch viele eigenartige Sagen zu sogenannten Zeitphänomenen um. Vielleicht liegen auch hier noch weitere Geheimnise. Aber der Ort, wo diese Zugangshöhle ist, ist auf dem kleinen Landschaftsmodell ja bestens deutlich markiert. Kenner des Berges dürften diesen Platz so finden können oder er ist gar schon auf Landkarten zu entdecken“, vermutete Lohfeld weiter.

Schnell waren dann verschiedene Atlanten und Karten aus der Bibliothek herbeigeschafft. Darunter auch eine alte Wanderkarte, die mit ihrem Maßstab die besten Details zeigte.

Man verglich das Landschaftsbild der Miniatur mit dem Kartenausschnitt, der die betreffende Region des Unterbergmassiv zeigte. Als das Abendlicht in das Turmzimmer drang war sich die Gruppe am Tisch schließlich schon einmal sicher, daß es sich bei dem als kunstvolle Miniatur dargestellten Gebirge um den Unterberg handeln mußte. Und sogar das abgelegene Tal, in dessen kerbenartigem Einschnitt der kleine Kristall sorgfältig angebracht war, hatte man auf der alten Wanderkarte aus der Bibliothek lokalisieren können.

„Nur dort kann und muß der Zugang in die Tiefen zum

Schwarzen Stein liegen“, sagte Sigrun schließlich leise zu ihren Gefährten. „Ich bin sicher, der kleine Kristall sitzt genau an der Stelle, wo ein verborgener Eingang in den Berg ist. Und wer weiß, was sich dort noch alles verbirgt. Vielleicht wird von dort aus auch erstmal ein Signal gegeben ...?“

„Das bedeutet aber alles, jemand aus unserem Kreis muß zu gegebener Zeit dorthin“, Gunter von Möllendorf deutete mit dem Finger auf die präzise Karte, auf der sich der Höhenzug des Untersberges in braunen und grünen Farben deutlich und detailliert darstellte.

„Wir müssen zuvor aber mit Meurat Kontakt aufnehmen. Er ist für dergleichen Dinge der richtige Mann. Er wohnt zwar im Osten, hat aber die entsprechenden Erfahrungen.“

Zwei Tage später waren die wenigen Gäste von der Bergfeste Schwarzeck wieder abgereist. Ob man sich aber in dieser Runde je wiedersehen würde war so ungewiß, wie es eigentlich nur sein konnte, denn die Zeichen der Zeit ließen alles offen. Sigrun, Sabine, Wolf und Mathilde blieben in dem alten Gemäuer wieder allein zurück. Eduard Lohfeld hatte es inzwischen übernommen, die verdeckte Verbindung zu Rechtsanwalt Meurat in Frankfurt an der Oder zu aktivieren, die bislang auch von dem so tragisch verstorbenen Köbis getragen wurde. Doch Meurat war für ihn plötzlich unauffindbar und nicht mehr zu erreichen ...

Goldberg in New York

Die gepanzerte dunkle Limousine Oliver Goldbergs raste die gewundene Abfahrt zur Tiefgarage unter dem 30 Stockwerke hohen Bürogebäude hinab. Mit kreischenden Reifen steuerte der schwarze Fahrer die Luxuskarosse auf ihren Stellplatz nahe dem Lift. Als das Fahrzeug leicht wippend zum Stehen kam hatte er schon fast im selben Augenblick die Tür zum Fond aufgerissen und dienerte, als Goldberg die Kabine verließ. Dieser würdigte ihn jedoch keines Blickes, sondern begab sich in die Obhut zweier Leibwächter, die wie aus dem Nichts aufgetaucht schienen und ihn nun die wenigen Schritte zum Fahrstuhl begleiteten. In ihrer schweigsamen Gesellschaft fuhr Goldberg mit dem Expreßaufzug bis in die oberen Etagen des Büroturmes. Seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich dabei auf das Päckchen, das er fest an sich gepreßt unter seinem Arm hielt. Doch er ließ es niemanden anmerken, daß es in am Körper wie Feuer brannte. Am liebsten hätte er das Paket einem der beiden Leibwächter an den Kopf geworfen. Goldberg befand sich in einer Phase, in der ihm die ganze Verantwortung und der damit verbundene Streß so recht über den Kopf wuchsen. Macht doch endlich euren Scheiß alleine, fluchte er insgeheim. Der Vorstandsvorsitzende des internationalen Finanztrusts wußte aber zugleich, daß er in seiner Position sich nicht aus der Verantwortung stehlen konnte. Er liebte die Macht, mußte so aber auch alle damit verbundenen Gefahren hinnehmen. Während der Aufzug lautlos die letzten

Etagen nach oben glitt, beruhigte er sich allmählich wieder. Goldberg zeigte wieder seine harte und undurchdringliche Miene, wie sie seine Umgebung als völlig normal gewohnt war. Als sich Sekunden später die Tür des Lifts lautlos öffnete, war er wieder ganz der Alte. Sein Sekretär nahm als erster seine Ankunft im Allerheiligsten wahr.

„Wilkens!“ brüllte er ungehemmt durch die Flure. „Wo stecken Sie denn? Hier schlafen wohl alle, wenn ich mal nicht da bin!“ Mit kurzen schnellen Schritten eilte Goldberg wie ein Wiesel in Richtung seines Sekretariats. Leise öffnete sich eine Tür, aus der sein Sekretär kam und sich gerade das Jackett überstreifte und die Krawatte zurechtrückte. Wilkens hatte offensichtlich etwas geruht. Eben wollte er Goldberg in aller Form begrüßen, als ihm auch schon das erwartete Gebelle entgegen scholl.

„Wenn sie schon schlafen, dann sollten sie besser ihren Wecker stellen, Wilkens“, blaffte Goldberg. „Machen Sie Kaffee. Machen Sie ihn stark und vor allem schnell. Wenn Sie damit fertig sind bringen Sie ihn mir herein. Und ich will keinen außer Sie sehen. Keine Anrufe, keine Besuche, überhaupt keine Störungen. – Na ja, um diese Zeit werden wir sowieso ungestört sein“, sagte Goldberg jetzt in einem etwas leutseligerem Ton und blickte dabei angespannt auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr, die jetzt zwei Uhr morgens zeigte.

In seinem Büro angekommen schmetterte er die Tür hinter sich zu und wollte das mitgebrachte dicke Kuvert auf

den Schreibtisch klatschen. Im letzten Moment hielt er in dieser Absicht ein und legte es dann äußerst behutsam auf der polierten Mahagoniplatte ab. In ihm kochte schon wieder die Wut wenn er sich des Kardinals und dessen Worte erinnerte, der ihm dieses Mitbringsel übergeben hatte, von dem er noch immer nicht wußte, wie er es einzuschätzen hätte. Als er in seinem Sessel saß und dann still vor sich hinstarrte, kreisten seine Gedanken wie Mühlräder durch den Kopf. ‚War etwas dran an den Drohungen des popeligen Kirchenmannes?' Goldberg verspürte zumindest nicht die geringste Lust, wegen des Inhaltes dieser römischen Gabe hier einen Heidenaufstand mit Sprengstoffexperten und ähnlichem zu veranstalten. ‚Eigentlich dürfte ja nichts passieren', sagte er sich schließlich, denn er war ja in New York ohne Zwischenfall angelangt, was auch die sensibelsten Meßinstrumente, so sie überhaupt vorhanden waren, registriert haben mußten. Dennoch beäugte Goldberg das braune Etwas auf dem Tisch weiterhin äußerst mißtrauisch. Erneut war er versucht, heimlich sein Ohr daran zu halten. Natürlich verwarf er den Gedanken sofort. Wenn die ihm hier was eingebaut hätten, würde es sich nicht durch irgendein Ticken oder Piepsen verraten! Als wenige Minuten später sein Sekretär den Kaffee per Wechselsprechanlage ankündigte, rief er ihn sofort herein. Wilkens hatte kaum das Silbertablett mit Kanne und Tasse abgestellt, da erschrak er über den plötzlich völlig unverhofft leutseligen Ton seines Chefs.

„Tun Sie mir mal den Gefallen und packen sie doch fix diesen Umschlag aus, er scheint sehr fest zugeschnürt zu

sein“, forderte der ihn auf, während er sich selbst eine Tasse Kaffee aus der ebenfalls silbernen Kanne eingoß. Wilkens hob erstaunt und fragend den Kopf, worauf Goldberg ihm aufmunternd zunickte und sagte: „Ich gehe nur mal schnell an den Safe und bin gleich wieder da.“ Mit diesen Worten verschwand sein Chef in einen benachbarten Raum. Wilkens musterte nun seinerseits scheel das dicke braune Packpapier, das mit zahlreichen Siegeln versehen war. Dann nahm er einen schweren Brieföffner und machte sich daran, die einzelnen Siegel nacheinander aufzubrechen. In dem Moment, als er den Umschlag fast völlig geöffnet hatte und seinen Inhalt herausziehen wollte, erschien Goldberg wieder im Büro. Er beobachtete, wie sein Sekretär den jetzt offenen Umschlag in den Händen hielt und merkte für sich an, daß nun wohl vorerst keine Gefahr mehr bestünde.

„Legen sie den Kram einfach hin, Wilkens. Sicher haben sie sich auch einen Kaffee gemacht. Den werden sie ja auch brauchen, so verschlafen wie sie sind“, dabei winkte er ihm mit der Hand zu, wieder aus dem Büro zu verschwinden. Dann stellte er seine Tasse mit dem schwarzen Gebräu völlig achtlos zur Seite und nahm einige dicht beschriebene Blätter in die Hand, die den eigentlichen Inhalt der Verpackung darstellten. Nichts anderes als diese paar Blatt Papier hatte er nach New York geschleppt! Und die waren nicht einmal besonders sorgfältig geheftet gewesen. Die verfluchten Pfaffen in Rom hatten ihm einen gewaltigen Bären aufgebunden! Und er hatte so geschwitzt, als wenn er eine scharfe Atombombe in seinem Jet transportiert hätte! Er

mochte sich gar nicht vorstellen, wie sich die Kuttenmänner insgeheim vor Lachen wohl gebogen haben mochten. Erneut vor Wut schnaubend zerrte er jetzt die Papiere auseinander und vertiefte sich in deren Inhalt. Was er aber dann las, sorgte eine halbe Stunde später dafür, daß sich seine Wut in schier abgrundtiefes Entsetzen verwandelt hatte … Goldberg war wirklich schwer erschüttert über das, was er eben zur Kenntnis nehmen mußte. Wenn das wirklich wahr war und auch eintraf, wie es dieses Pamphlet verhieß, dann würde nicht nur sein gesamtes Weltbild zusammen stürzen, es würde auch die Welt mit sich nehmen, wie sie Zeit seines Lebens war und wie er sie kannte. Ihm völlig fremde Mächte würden wohl die Zentren der ihm bekannten Mächte, zu denen er auch gehörte, schonungslos erobern und dann ganz andere Prioritäten setzen. Für ihn und seinesgleichen wäre dann kein Platz mehr, wurde ihm klar. Er und seine Vasallen könnten froh sein, wenn sie diese Übernahme überhaupt überlebten. Was dann käme, wagte er sich nicht einmal vorzustellen. Aber daß diese feindlichen Kräfte enorme Macht besaßen und sogar aus dem Vatikan die ihrer Meinung nach kommende Zukunft dieser Welt prophezeiten, zeugte davon. Auch die dargelegten technischen Einzelheiten, über das Kommen oder Herannahen dieser Mächte vertiefte in Goldberg die Überzeugung, daß an den Unterlagen aus dem Vatikan etwas dran sein mußte. Von ganz ferner Seite hatte er schon einmal zumindest Andeutungen über die Existenz dieser gegnerischen Kräfte gehört, denen aber niemals auch nur einen Hauch Glauben geschenkt hatte. Nun aber sah das alles ganz anders aus. Wenn selbst die Pfaffen in Rom diese

Sache wohl ernst nahmen, war es schlimm und bedrohlich genug. Schleunigst mußte er sich jetzt mit seinen wichtigsten Partner in Verbindung setzen. Auf jeden Fall wollte er sie schnellstens warnen – vor dem nachtschwarzen Flugscheibengeschwader, das sich wohl tatsächlich am Aldebaran sammelte ... Vielleicht konnte doch jemand versuchen, das angekündigte drohende Unheil noch abzuwenden. Wie das jedoch gehen sollte, war ihm ein Rätsel. Goldberg schnaufte. Andere sollten sich darum kümmern! Aber aus seinem Entsetzen wurde wiederum Wut. Da kam ihm Vivien gerade recht, die von ihrem Vorzimmer, wo sie die Empfangsdame mimte, nach leisem Klopfen die Tür öffnete, um ihn wohl etwas zu fragen. „Ich habe dir schon immer gesagt, du sollst niemals ungefragt die Tür aufreißen", brüllte Goldberg sie an. „Aber hier macht ja jeder was er will. Das wird sich aber ändern und zwar sofort. Du bist entlassen. Verschwinde sofort. Deine Papiere und das restliche Geld schickt man dir nach."

Vivien schaute empört zu Goldberg. „Mach die Türe von außen zu", dröhnte dieser. Die Blondine tat wie gesagt. Doch im Vorraum führte sie dann ein leises Gespräch mit Wilkens. Dieser ging darauf an die Wechselsprechanlage. „Boß, ich muß noch mal reinkommen, ich habe was vergessen." Ungnädig knurrte Goldberg daraufhin sein Okay. Während dieses kurzen Gespräches hatte Vivien aber am Waschbecken ihres Raumes ein Handtuch mit Wasser befeuchtet. „Sprich so mit ihm, daß er mich nicht kommen sieht", flüsterte sie zu Wilkens und in ihren Augen glänzten Mordlust und Hass. Der

Leibwächter konnte dann auch tatsächlich seinen Chef in ein längeres Gespräch verwickeln. Er ging dabei mit ihm sogar an eines der Fenster, so daß Vivien leise und ungesehen in das Büro kommen konnte. In ihren Händen hielt sie schon das Handtuch bereit. Sekunden später stand sie hinter Goldberg, als der wieder in seinem großen Schreibtischsessel Platz genommen hatte. „Chef, Sie brauchen jetzt Ruhe“, hatte Wilkens ihm gerade noch scheinbar fürsorglich gesagt. Da warf Vivien dem verhaßten Mann von hinten das feuchtes Handtuch um den Hals und begann es ruckartig zuzuziehen. Es war so das berühmte „Masurische Handtuch“ aus ihrer Heimat, mit dem man zumindest äußerlich spurlos eine Person langsam erdrosseln konnte. Goldberg wehrte sich anfangs noch, aber die Frau setzte enorme Kräfte frei und drückte dabei ihren Chef noch tiefer in seinen Sessel. Der Angegriffene ächzte nun immer stärker, war aber zu keiner Gegenwehr mehr fähig. Schließlich quollen seine Augen hervor und seine Zunge aus dem Mund. Nur kurze Zeit später war es mit ihm vorbei. Grinsend stand sein Leibwächter Wilkens daneben. Vivien und er hatten sich diesen Coup schon lange ausgedacht ... Den Inhalt des von Goldberg mitgebrachten Pakets warfen sie achtlos weg. Später ließen sie seine Leiche in einer Müllverbrennungsanlage für immer verschwinden und ein von ihnen abgeräumtes Geschäftskonto Goldbergs ließ sie dann selbst spurlos in die weite Welt entfliehen.

Isais' letzter Flug

Die Flugscheibe Isais zog durch die nachtschwarze Leere des Alls in Richtung Erde. Die drei verbliebenen Männer an Bord des Weltraumgerätes schwiegen stumm und düster vor sich hin. Ihre Blicke erreichten zwar die verschiedenen Bildschirme und Bullaugen, doch die drei Augenpaare begegneten einander nicht. Kommandant Gelhaar, Christian Strauß und Oberstleutnant Hahnfeld hatten seit dem Abflug vom Mond kein einziges Wort mehr miteinander gesprochen. Nun drohte gar noch ein Dilemma hinzuzukommen, denn der Antrieb von Isias begann plötzlich zu „stottern". Dann setzte er komplett aus. Antriebslos schwebte das Schiff zwar weiter, war aber auf dem Flug zur schon nahen Erde nicht mehr steuerbar. Wenn es Gelhaar nicht gelang, Isias wieder in Betrieb zu setzen, drohte die totale Katastrophe in Form des Verglühens in der Erdatmosphäre. Fluchend arbeitete der Kommandant an der Technik und seine beiden Passagiere gingen ihm eifrig zur Hand. Ihr Zwist war in dieser bedrohlichen Situation vergessen. Endlich kam aus den Eingeweiden von Isais Gelhaar's erlösende Meldung, daß er das Problem geortet habe und es zu beheben wäre. Die dauere aber noch einige Zeit und man müsse dann vor der Landung auch noch auf eine Erdumlaufbahn gehen, um die Steuersysteme neu zu justieren. Dies alles geschah dann auch und die Besatzung war schließlich froh, nur eine, wenn auch längere Zeitverzögerung zu haben.

Nach diesem zeitraubenden Zwischenfall näherte sich die Raumscheibe dann aber, nun wieder gesteuert, endlich ihrem Heimatplaneten. Doch wiederum sprach die Besatzung kaum miteinander. Stunden der Stille waren vergangen, als sich Gelhaar endlich nach seinen beiden Passagieren umwandte und fragte: „Wohin soll's nun gehen, meine Herren?"

Hahnfeld antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Ich für meinen Teil würde am liebsten wieder in meine alte Bergbasis zurückkehren. Nach diesem ganzen Desaster möchte ich dort nun endlich meine Ruhe und meinen Frieden finden. Wäre das möglich?"

Die Augen des Redners blickten fast bittend zu dem Piloten. Der schaute versöhnlicher und antwortete: „Von mir aus. Wenn es denn unbedingt Ihr Wunsch ist. Aber Sie wissen auch, daß dort niemand mehr ist, niemand auf Sie wartet. Was wollen Sie ganz alleine dort anfangen?"

„Ich will gar nichts mehr anfangen", murmelte Hahnfeld. „Und alles andere laßt mal einfach meine Sorge sein. Ich bin froh, wenn ich wieder meine Ruhe bekomme. Diese ganzen Abenteuer und Weltraumflüge sind nichts mehr für mich. Ich will nur noch zurück in meinen Berg. Also, können Sie mich dahin zurückbringen?"

„Ich suche jetzt die Koordinaten der Bergbasis heraus", antwortete Gelhaar. „Wenn alles gut geht, kann ich Sie noch in dieser Nacht dort absetzen.

Christian Strauß hatte das Gespräch seiner beiden Kameraden schweigend, aber aufmerksam verfolgt. Er ahnte, daß für Hahnfeld dieser Entschluß endgültig feststand. Er machte nicht die geringsten Einwände, um ihn eventuell noch davon abzubringen.

„Und wir beide? Wohin fliegen wir, wenn wir ihn abgesetzt haben?“ Gelhaar deutete mit dem Kopf zu Hahnfeld, der schon wieder schweigend aus einem der Bullaugen starrte.

„Ich nehme an, Sie müssen Isais nach der Landung verschwinden lassen. Ich hoffe wenigstens, daß es an irgendeinem geheimen Ort in Westeuropa geschieht. Da hätten wir vielleicht noch die Chance, nach Hause zu kommen.“ Der Pilot starrte Christian Strauß erstaunt an. „Nach Hause ...? Mann, was ist das eigentlich“, echote er. „Ich habe hier ein paar Angaben zu einem Punkt, wo ich Isais in Sicherheit bringen könnte.“ Mit diesen Worten zog Gelhaar einige Unterlagen auf sein Bedienpult. „Der günstigste Platz scheint mir hier im nördlichen Alpenrandgebiet zu liegen. Dort gibt es einen unterirdischen Höhlenhangar, der unsere Flugscheibe aufnehmen kann. Ich denke, daß dies der geeignete Ort wäre, wo unsere gute alte Isais wohl für immer von der Oberfläche des Planeten verschwinden kann.“ Die drei Männer in dem halbrunden Pilotenraum der kleinen Flugscheibe besprachen noch weitere Einzelheiten. Dann ging als erster Hahnfeld zu seiner Kabine, um seine wenigen Habseligkeiten zu holen. Er hoffte, daß es bis zur heimlichen

Landung an seiner alten Bergbasis nicht mehr all zu lange dauern würde. Als er in den Steuerraum zurückkam, schaute sich Gelhaar nach ihm um und sagte mit bedeckter Stimme: „Herr Oberstleutnant, im Zielgebiet, wo ich Sie absetzen soll, bricht gerade die Abenddämmerung herein. Ich werde in ungefähr 20 Minuten landen können. Wir müssen uns aber beeilen, auch wenn ich nicht glaube, daß es dort irgendwelche Radaranlagen gibt. Sie werden also, unmittelbar nach der Landung, uns auf schnellstem Weg verlassen. Ist das so in Ordnung?“ Martin Hahnfeld nickte seinen beiden Kameraden zu.

„Ja, es ist alles gut so. Hauptsache, Sie machen schnell. Und keine Sorge, ich werde fix verschwunden sein. Ihr werdet nichts mehr von mir hören.“ Nach diesen Worten fiel er erneut in düsteres Schweigen und wandte sich von den beiden anderen ab.

Es dauerte dann doch etwa eine halbe Stunde, bis sich Isais im schützenden Dunkel der hereinbrechenden Nacht über dem Eulengebirge absenkte. Gelhaar konzentrierte sich sehr auf den senkrechten Sinkflug. „Noch fünfhundert Meter, Hahnfeld“, bellte seine Stimme durch den Steuerraum. „Gehen Sie jetzt zur Schleuse. Wenn das Licht grün wird, ist es soweit.“

„Machen Sie’s gut und viel Glück“, Christian Strauß ließ seine Hand für eine Sekunde in herzlicher Art auf Hahnfelds schmächtiger Schulter ruhen, doch der wandte sich nicht einmal mehr um. Als das Fluggerät Sekunden später leise

brummend in der schmalen Waldschlucht aufsetzte stieg er sofort in das enge Schleusenluk. Die innere Drucktüre schnappte hinter ihm zu, sofort öffnete sich das Außenschott. Gelhaar und Strauß sahen auf dem Bildschirm noch so etwas wie einen flüchtigen Schatten, dann war aber auch der rasch in der tiefen Dunkelheit des dichten Waldes verschwunden. Isais stieg nach dem Absetzen des Mannes sofort wieder in große Höhe und nahm ihren letzten Kurs Richtung Südwesten auf.

Der hohe Gebirgszug der Alpen schimmerte im Schein des Mondes, als sich ihm die kleine Raumscheibe von hoch oben im nächtlichen Himmel näherte. Im Isais-Gerät, mit den nur noch zwei Insassen, herrschte bedrückte Stille. Weder Strauß noch Gelhaar war nach Unterhaltung zumute.

„Verdammt, wir hätten ihn doch zurückhalten sollen“, entfuhr es schließlich dem Piloten, und er schlug trübsinnig mit der flachen Hand auf eine Armaturentafel. Indes stiegen sie noch weiter in den dunklen Nachthimmel auf.

„Warum haben wir ‚Isais’ eigentlich nicht dort in der Bergbasis bei Hahnfeld gelandet und wären von da aus verschwunden?“, fragte Gelhaar plötzlich.

„Das ist zu unsicher. Dort treibt sich schon zuviel Gesindel herum, das haben wir ja auch deutlich von Hahnfeld gehört“, antwortete Strauß. „Und wer weiß, ob da nicht doch mal bald ein ungebetener Gast eindringen kann. Der Stützpunkt an dem Bergsee ist mir da schon sicherer. Von

dem weiß außer uns hoffentlich niemand mehr.“ Der Flug dauerte dann nicht mehr lange und schon bald senkte Isais sich wieder herab, diesmal in der Umgebung der nachtdunklen Berge und Wälder des nördlichen Alpenrandes. Die mehrere Quadratkilometer große Wasseroberfläche des gesuchten Sees schimmert fahl und wurde von leichten Wellen gekräuselt. Sanft setzte die Flugscheibe auf und versank sofort. Unter Wasser nahm sie sofort langsame Fahrt zum weit entfernten felsigen und mit dichtem Wald bestandenen Ufer auf. Selbst wenn ein unerwünschter Beobachter diesen Vorgang gesehen hätte, hätte er keine Rückschlüsse über den eigentlichen Verbergungsort ziehen können. Erste Probleme gab es aber dann, als sie vor dem unterseeischen Schleusenstor angekommen waren, denn es ließ sich schlicht nicht öffnen. Fluchend hantierten die Männer an den Armaturen und schickten immer wieder den starken Funkimpuls zum Empfänger in der Felswand, der normalerweise das getarnte Hydrauliktor zum Öffnen bewegen sollte.

„Wir können nicht ewig unter Wasser bleiben, dafür ist das Gerät nicht ausgelegt“, schimpfte Strauß. „Das Tor muß sich nach innen öffnen, vielleicht klemmt nur etwas.“

„Ich versuch mal etwas“, sagte darauf Gelhaar angestrengt und setzte Isais wieder in sanfte Bewegung, diesmal aber frontal zum Unterwassertor hin, was sich in etwa 50 Meter entfernt befand.

„Bist du wahnsinnig“, brüllte Strauß, der den

beabsichtigten Rammstoß schon ahnte. Der kam dann auch unvermittelt. Der Aufprall war aber doch nicht so hart, wie der Kommandant befürchtet hatte und die Flugscheibe hielt sich tapfer. Sekunden später schob sich tatsächlich das Tor auf und gab den Weg ins das Innere der großen Felsengrotte frei. „Oh, meine Güte, da wird es einem ja schlecht. Wenn das schief gegangen wäre ...“ Strauß stand der kalte Schweiß auf der Stirn, aber Gelhaar grinste nur vor sich hin. „Flieger müssen auch mal was wagen.“

„Ja, wir sind aber kein Tauchboot, verdammt. Stell dir vor, es hätte einen Wassereinbruch gegeben. Wir wären auf Grund gesunken und erbärmlich ersoffen.“

„Sind wir aber nicht. Braves altes Mädchen“, Gelhaar tätschelte die Armaturen. Sie tauchten sauber in der Mitte des Höhlensees auf, als wäre nichts geschehen. Noch einmal gingen sie in den Flugmodus, um am Ufer landen zu können. Aber es erwartete sie eine weitere unangenehme Überraschung: Der extra zu einer stabilen Terrasse geebnete Platz war besetzt. Zu ihrer Überraschung stand die große Flugscheibe „Thor“ dort. Und jetzt begann es auch noch in den Eingeweiden von Isais zu knacken und ein gefährliches Ruckeln setzte ein. „Sie hat wohl doch etwas abgekriegt“, murmelte Gelhaar und hatte plötzlich alle Mühe, das Aggregat in der Schwebe zu halten. Die Bordscheinwerfer leuchteten indes weiter die Grotte aus, nach einer anderen Landemöglichkeit suchend. Diese bot sich schließlich auf einem unbefestigten und sehr schmalen Randstreifen des

felsigen Ufers, unweit von der eigentlichen Landestelle. Die hier überhängenden Felswände schränkten den Platz noch mehr ein. Strauß stöhnte nur noch. „Bring uns bloß schnell runter, auch wenn es Bruch gibt“, flehte er Gelhaar an. „Den wird es sicher leider auch geben“, seufzte dieser. „Ist wohl nun doch deine letzte Aktion, altes Mädchen“, flüsterte er dann noch vor sich hin. Förmlich mit letzter Kraft schob sich Isais zum Felsufer und ruckelte dabei immer heftiger. Das Aufsetzen war dann auch hart. Bis ins Innere hörte man den Fels beim Aufschlagen förmlich knirschen und es ging noch einmal ein heftiger Ruck durch das Fluggerät. Strauß hielt sich noch immer angstvoll an seinem Sessel fest. Schweiß lief ihm von der Stirn. Doch auch Gelhaar hatte die mißratene Landeaktion nicht unberühert gelassen. „So ein Scheiß“, entfuhr es ihm. Es rumpelte noch einmal, dann kam das Fluggerät in Schräglage endlich zur Ruhe. Die beiden Männer in seinem Inneren waren wie betäubt. Langsam schob Gelhaar sich aus seinem Sessel und machte sich daran, das Außenluk zu öffnen. Von oben schaute er dann in die Grotte hinein, wobei er einen starken Bordscheinwerfer zu Hilfe nahm. Alles schien hier aber ruhig und still. Strauß hatte sich zu ihm gesellt und nun machten beide sich daran, Isais zu verlassen. Das Fluggerät lag so schräg auf dem klüftigen Uferrand, daß sie sich nur vorsichtig hinab lassen brauchten. Die Strahlen der elektrischen Handlampen in ihren Händen geisterten durch die Felsengrotte und rissen immer wieder Details aus dem Dunkel. Neugierig gingen die beiden Gestrandeten hinüber zu der großen Flugscheibe Thor. Zu ihrer weiteren Überraschung stand deren Einstiegsluk weit offen. Bei Strauß

und Gelhaar gingen alle Alarmlichter an. Wenige Augeblicke später hatten sie den toten Werner Geißler gefunden. Sonst war niemand mehr an Bord.

„Wieder so eine Scheiße!“ erboste sich Gelhaar. „Der hat sich einfach erschossen!“

„Und der Grund steht vielleicht hier in der Nachricht“, murmelte Strauß und las aufmerksam einen beschriebenen Zettel, der unübersehbar bei der Leiche auf dem großen Steuerpult lag. „Oh Gott, nun haben wir noch so einen Dreck!“ rief er schließlich. „Diese verdammte Grotte hier ist nämlich zu einer Falle geworden. Das Unterwassertor ist nach außen nicht mehr zu öffnen weil kaputt und der Personentunnel aus dem Berg soll weit eingestürzt sein ...“ Strauß warf die Nachricht wütend von sich weg.

„Nun mal langsam“, hielt Gelhaar ihm entgegen. „Da wird doch sicher was zu reparieren oder anderenfalls auch frei zu graben sein.“

Doch bevor sie ihren toten Kameraden in der Grotte zu seiner letzten Ruhe trugen bemerkten sie seine Verletzung, die ihn wohl gehindert hatte, weiter in dem verschütteten Tunnel einen Ausgang zu graben. Den Tunnel hatten sie zuvor natürlich sofort inspiziert. Ein provisorischer Stempel, den Geißler gesetzte hatte, war heruntergebrochen und hatte ihm wohl dabei an beiden Armen erwischt.

„Ja, da ging bei ihm wohl nichts mehr“, räumte Gelhaar

nachdenklich ein. „Und dann noch diese Schmerzen und seine einsame und ausweglos scheinende Situation“, murmelte Strauß. „Kein Wunder, daß er sich da die Kugel gab. Ich möchte auch nicht hier alleine elend zugrunde gehen müssen.“

Nichtsdestotrotz machten sich Gelhaar und Strauß um so energischer ans Werk, einen Ausweg aus ihrer mißlichen Lage zu suchen. Als sie merkten, daß sich das Außentor zum See wirklich nicht mehr öffnen ließ, begannen sie sofort in dem eingebrochenen Tunnel weiter zu graben. Und sie hatten Glück. Der Einbruch ging nur bis zu einer stählernen Zwischentüre. Und diese hatte man nach schon zirka 20 Meter, wenn auch harter Grabearbeit, erreicht. Sie mußte nur noch vollständig freigelegt werden. Auch das gelang ihnen dann unter Einsatz nochmals äußerster Kraft. Es war ein stiller Abend, als sie erleichtert ins Freie treten konnten. Tief holten die beiden Männer Luft und atmeten die würzigen Gerüche von Wald und feuchtem Moos ein. Hinter ihnen lag die Bergwand, in der sich die professionell getarnte Tunnelöffnung befand. Noch einmal gingen sie später in die Grottenhöhle und holten aus Isais ihre Habseligkeiten, verweilten still am Grab ihres unglücklichen Kameraden - dann aber verließen sie diesen düsteren Ort im Berg für immer. Auf Güterzügen oder anderen kaum kontrollierten Transportmitteln wollten sie München erreichen, wo noch während des Krieges die alte Mutter von Strauß wohnte. Und so zogen sie los. Vom verlorenen Krieg, gefährlichen Untergrundbasen und wilden Weltallflügen - so schier

unglaublich sie auch erschienen - hatten beide Männer nun genug. Schweigend stapften sie durch Felsen und Waldesdickichte. In den einsamen Wildnissen oberhalb des Seeufers verlor sich bald ihre Spur.

Der Bi-Ba-Butzemann

Etliche Zeit weilte Kommandant Hahnfeld nun schon wieder in seiner Basis im Eulengebirge, vor der Isais ihn auf seinen Wunsch abgesetzt hatte. Die ersten Tage in der neuen, aber gewohnten Einsamkeit waren ihm gut bekommen. Kein Streit mehr, kein Zwist ... Er genoß einfach erst einmal die Ruhe. Selbst seinen Verbindungsmann Pawlek hatte er nicht kontaktiert. Wer weiß, ob der noch erreichbar und überhaupt noch da war. Aber darüber machte sich Hahnfeld jetzt auch keine großen Gedanken. Haltbare Lebensmittel und Getränke aller Art waren noch immer genug da und anspruchsvoll war er da nicht. Indes war ihm schon klar, daß er nicht ewig in der Basis bleiben konnte. Irgend etwas mußte geschehen. Immerhin hatten sich vor der Ankunft seiner Besucher, die ihn schließlich mit der Flugscheibe mitgenommen hatten, auch seltsame und bedrohliche Dinge in den unterirdischen Systemen ereignet. Er mochte da gar nicht an die gespenstisch-roboterhaften Gestalten nur denken, die plötzlich beim Labortrakt zum „Leben“ erwacht waren. Anscheinend hatte sie aber die von ihm nach dem Alarm ausgelöste Sprengung vernichtet und es herrschte Ruhe in der Basis. Hahnfeld nahm bald seine einsamen Kontrollgänge wieder auf und auch mit „Mephisto“, dem ferngesteuerten Aufklärungsfahrzeug, spielte er wieder herum und ließ es in der Abenddämmerung rund um die Bergkuppen auf Erkundungstour fahren. Dies bereitete ihm wie immer besonderes Vergnügen und immer öfter lachte er dabei

krächzend.

Der Unfall ereilte Hahnfeld dann aber auf dem Weg zur geheimen Personenschleuse, durch die er auch wieder in die Basis herein gekommen war. Hahnfeld wollte einfach mal draußen in der Dämmerung im Wald beim Eingang frische Luft schnappen gehen. Ein schweres Rohr, das ohne Zweck noch von den Bauarbeiten an einer hohen Decke übrig geblieben war, störte ihn auf seinem Weg aber schon immer. So stieg er auf eine alte Leiter, die die Handwerker seinerzeit ebenfalls zurück gelassen hatten, und versuchte das massive Metallteil, was schon etwas schräg hing, zu lösen. Doch bevor es abnehmen konnte, brach unter seinen Füßen die höchste Stufe der Leiter; das Holz war einfach schon morsch geworden. Hahnfeld verlor das Gleichgewicht und stürzte samt dem schweren Rohr hinab. Zwar kam er noch leidlich gut auf, aber das stürzende Rohr erwischte ihn dann heftig am Kopf. Er verlor sofort das Bewußtsein. Wie lange er besinnungslos war, konnte er nach seinem Erwachen nicht mehr eindeutig feststellen. Draußen war jedoch, wie er später merkte, der helle Tag schon angebrochen. Hahnfeld hatte sich in seinem Zustand mühevoll und langsam zurück in die Zentrale schleppen können, wo er über einen Bildschirm einer Überwachungskamera den Tag sonnig leuchten sah. Dann schwanden ihm wieder die Sinne und er glitt erneut in eine tiefe Ohnmacht. Als er wieder munter wurde spürte er das viele Blut an seinem Kopf. Das Rohr hatte wohl ihn sehr heftig getroffen. Nun kamen auch noch wahnsinnige Kopfschmerzen hinzu und ihm wurde ganz übel, so daß er

sich an Ort und Stelle erbrechen mußte.

„Das sieht alles gar nicht gut aus , mein Lieber“, murmelte er zu sich selbst. Dann kroch er zu einem Sani-Kasten, der sich glücklicherweise ganz in seiner Nähe unter dem Kommandopult befand. Als er sich selbst zu verarzten begann, wurde ihm um so mehr klar, daß sein Schädel kräftig etwas abbekommen hatte. Er fühlte gar einen sehr tiefen Riß in der Kopfhaut, der nun zwar schon verkrustet war, aber aus dem nun wieder Blut sickerte. Zudem schmerzte sein restlicher Körper überall und er war sich nicht sicher, ob sein linker Arm nicht auch angeknackst sei. Der Sani-Kasten war gut und schön, lieber hätte er die gut ausgestattete Sanitätsstation in der Basis erreicht. In seinem derzeitigen Zustand war es ihm aber nicht möglich. So mußte Hahnfeld sich mit dem Verbinden und Bandagieren seines Kopfes begnügen und gegen die pochenden Schmerzen half er sich mit Hochprozentigem und Tabletten aus dem Sanitätskasten. Über eine Woche dauerte es, bis Hahnfeld wieder auf die Beine kam und selbst da war er noch immer sehr angeschlagen. In seinem Kopf summte es wie ein Bienenschwarm und auch seine Gedanken konnte er nicht mehr so richtig ordnen. Mitunter sah er auch Dinge, die eigentlich nicht da sein konnten und er glaubte Stimmen zu hören. „Na, alter Junge, du scheinst ja einen schönen Knacks wegbekommen zu haben“, stellte er verdrießlich fest. Noch immer hatte er die blutigen Bandagen um den Kopf, als er sich wieder auf seine Wege durch die Basis machte, von denen er nicht lassen konnte.

Und wiederum Tage später stieß er in der Zentrale, als er dort etwas suchte, auf den versteckten Panzerschrank, den er fast völlig vergessen hatte. Die zum Öffnen notwendige Zahlenkombination war aber noch fest in seinem Kopf. Als er die schwere Tür aufzog strahlte ihn der Inhalt des Tresors geradezu an. Die Goldbarren gleißten und glänzten nur so, als wäre sie frisch gegossen. Hahnfeld kniete sich vor den Schatz und begann plötzlich zu kichern.

„Fast hätte ich es vergessen. Ich bin ja reich, unendlich reich ...“ Mit diesem heimlichen Vermögen an altem Reichsgold könnte er sich draußen in der Welt das Leben schön machen. Und wieder überkam ihn das seltsame Kichern. Doch auch seine Augen glänzten nun geradezu diabolisch. Lange noch betrachtete er das Gold, faßte die Barren an, streichelte sie und ließ sich von ihrem stillen Glanz geradezu magisch fesseln. Eigentlich hätte Hahnfeld nun seinen Schatz ausräumen und für einen Abtransport vorbereiten können. Doch er schloß die Türe des Schrankes wieder und machte sich sofort auf einen erneuten Kontrollgang. Erstmals summte er dabei, scheinbar frohgemut, vor sich hin. Jeden Tag sah er sich aber nun seinen Goldschatz an.

Und immer wieder kicherte er: „Ich bin ja reich.“ Später setzte er hinzu: „Aber ich gehe hier nicht weg. Ich muß dieses Haus ja bewachen ...“ Und sein Kichern wurde wirrer. Noch einige Zeit später, er hatte seine „Kontrollgänge“ immer weiter ausgedehnt, hörte er in einem ganz abgelegenen Teil

der Basis erstmals den leisen Gesang. Zuerst war es nur die Melodie des alten Kinderliedes, das er selbst früher als Bube oft gesungen hatte. Dann wunderte Hahnfeld sich aber, das es bald sogar jemand richtig sang. Aber auch das erschreckte ihn schon nicht mehr. In den dunklen langen Tunneln und Räumen der Untergrundbasis tropfte nur das schon eindringende Bergwasser etwas störend herab, während das Lied „Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus herum" gespenstisch erklang. Hahnfeld merkte auch nicht mehr, dass er es selber war, der es nun sogar hüpfend immer wieder anstimmte ... Und zwischendurch kicherte er auch zunehmend irrer: „Ich bin ja so reich." Wenn er dann einmal noch klare Momente hatte, die jedoch immer seltener wurden, suchte er selbst da nach dem vermeintlich unbekannten Sänger. Dann aber machte er sich bald wieder auf seine einsamen Wege und „Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus herum. Er rüttelt sich, er schüttelt sich, er wirft sein Säckchen hinter sich. Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus herum ..." erscholl erneut in den verlassenen Hallen und Gängen. Doch nach einiger Zeit wurden sein Gesang und sein Kichern immer schwächer. Und es kam der Tag, als Kommandant Hahnfeld nicht mehr in die Zentrale der Basis zurück kehrte. Bi-Ba-Butzemann war auf immer irgendwo in den weiten Tiefen der Systeme verschollen und verstummt. In den gewaltigen Untergrundanlagen war nun wieder nur noch das einsam-hohle Tropfen des eisigen Bergwassers zu hören ...

Die Erfüllung

Jahre später. Viel Zeit war vergangen, in der sich die Vorhaben des Ordens und seiner nur noch wenigen Mitglieder durch Tagesgeschehnisse und andere widrige Umstände hinauszögerten. Teils hatte man gar zeitweise die Verbindung untereinander verloren. Doch dann war endlich die Zeit der Erfüllung gekommen, wie man zumindest in dem verblieben kleinen Kreis hoffte.

Seit Stunden schon gingen Sabine, Wolf und Sigrun schweigend dahin. Das Auto hatten sie stehen lassen, denn dieser letzte und schwerwiegende Gang mußte, auch wenn sie sehr nahe an die Bergausläufer heranfahren konnten, dann weiter zu Fuß getan werden. Der Weg war arg steinig geworden, und kühler Bergwind wehte durch ihre schon graueren Haare. Bald knirschte noch Schutt unter den Sohlen der Schuhe, als die nur noch spärlich bewaldeten Felswände des alten Gebirgszuges Untersberg nach weiter Wanderung endlich näher rückten. Sigrun umklammerte fest den ledernen Rucksack, der das kostbare Kleinod barg, welches von ungeahnter Ferne herbeigeholt worden war und das ihrer Gemeinschaft so viele unersetzliche Menschenleben kostete - sich aber nun zur letzten Verfügung in ihren Händen befand.

Noch einmal sahen sie die Gesichter aus der Vergangenheit kommen und gehen. Da tauchte wie aus einem Nebel von Trauenfelds gütiges Antlitz auf, ihnen leise Worte

zuwispernd. Wolf spürte überdeutlich, wie Sabines stille, schöne Augen ihn sanft anschauten - und wieder rannen ihm schöne Schauer über den Rücken, und er hielt ihre Hand ganz fest. Wie sehr er sie liebte und sie für immer in seinem Herzen trug, wurde ihm abermals klar. Sigrun erfuhr im Geiste die nebulöse Erscheinung des Piloten auf dem Mars, wie er sie nochmals mit angstweiten Augen aus der Tiefe des versinkenden Raumes flehend anstarrte. Und auch Köbis' stille Blicke verfolgten die einsamen Wanderer. Deren Gedanken weilten indessen auch schmerzlich klar bei dem auf immer verschollenen Werner Geißler und der mit ihm verschwundenen Flugscheibe „Thor". Es kamen und gingen aber auch die Stimmen der toten Gefährten mit dem Bergwind, der immer wieder ihre verschwitzten Haare durchwühlte und ihren heißen Stirnen Kühlung verschaffte.

Sie hatten sich nicht mehr viel zu sagen. Alles war getan. Alles war vollendet, in den nun wohl schon fernen Ebenen dieser Weltlichkeiten. Sie waren dem Göttlichen jetzt ganz nahe. So nah, daß sie seine Gegenwart fast erspüren konnten. Das Letzte, was durch sie zu bewirken war - das Erbe des Ordens derer vom Schwarzen Stein zu vollenden - stand kurz bevor. Sie wußten, danach würde nichts mehr sein wie einst. Und sie ahnten auch, daß sie wahrscheinlich für immer eingingen in die Kräfte, die sie bald freisetzen sollten, mit einer letzten heiligen Handlung.

Am Rande einer Schlucht, die sie angesteuert hatten, nahm Sigrun ermattet auf einem rauhen Felsblock Platz. Alles

war richtig. Alles war so, wie es die geheime Botschaft der Miniaturlandschaft offenbarte. Es gab keinen Trugschluß mehr. Wolf seufzte auf und schüttelte seine Lockenmähne. Er sehnte sich endlich nach Frieden und Stille. Die Zeit nahm schier kein Ende - jetzt, kurz vor dem entscheidenden Augenblick. So saßen sie da, eng aneinander geschmiegt. Über ihnen zogen plötzlich zwei schwarze Raben schweigend ihre weiten Kreise. „Das sind wohl Gottvater Odins Wächter und Erkunder, Hugin und Munin“, versuchte Wolf schwach zu scherzen. Dann fuhren seine Hände durch das wirre Haar und strichen die Strähnen aus den geschlossenen Augen. Und sie alle sahen wieder längst vergessen geglaubte Bilder kommen und gehen ... Düstere Wolken zogen über die Berge. Die Felswände ringsum zeigten sich zerklüftet und rissig. Verwitterte Steinblöcke bedeckten den einsamen Talgrund dieser abseits liegenden Schlucht. Hierher verirrte sich kaum eine Menschenseele. Doch ihnen wurde der Weg gewiesen. Mit zitternden Händen nahm Sigrun nochmals das Kleinod aus dem Rucksack heraus. Wolf sah erst jetzt, wie ihre Adern blau schimmernd unter der fast durchsichtigen Haut lagen. Und ein Gespinst feinster Falten bedeckte ihr Gesicht und ihre Hände. Ja, sie waren alle nicht jünger geworden, ging es ihm dabei durch den Sinn. Alle drei Wanderer starrten nun nochmals auf die von unbekannter Meisterhand geschaffene und uralte, so fein ziselierte Miniaturlandschaft, die sie vom roten Planeten mitgebracht hatten. Und da oben, am Ende der deutlich geformten Schlucht in dem winzigen Gebirgszug, blitzte fahl der kleine violette Kristall und begann plötzlich sanft zu glühen.

Nur noch eine letzte Anstrengung, um die steile unwegsame Klamm hinauf zu steigen. Doch auch das war endlich getan, bevor der Abend tiefer graute. Schließlich standen sie in einem wüsten Felsenkessel, von dem aus es nirgends mehr hin ging. Mit müden Augen suchten sie die schon schattigen Wände ab. Weit oben flogen wieder die beiden einsamen Rabe im verdämmernden Blau des Himmels. Es war, als wenn die Vögel sie tatsächlich nicht mehr aus ihren wohl schützend-wachsamen Blicken ließen. So meinten die Drei es jedenfalls zu spüren.

Und da - es war, als ob die Wesenheiten Mitleid mit den verlassenen Menschenkindern im hohen Berg hatten - blitzte es für sie auf, im Blockgestein der Felsterrassen. Und sie wußten in dem Moment, daß dieses geheime Zeichen nur für sie ausgelöst wurde. Schon begann eine Art sanfter Nebel ihre Sinne zu umhüllen, als sie zwischen den Felsstufen noch oben strebten. Der plötzlich nur für sie sichtbare Spalt im Berg war mit einem blassen blauen Leuchten erfüllt. Und als sie eintraten, verging draußen die Welt für sie.

Es war dann auch nicht mehr weit. Ein gewundener Gang mit glattem Boden führte sie rasch in einen Felsendom mächtiger Ausdehnung. Sie standen auf einer hohen Balustrade im Fels und schauten still in die Tiefe des großen Saales, der sich unter ihnen öffnete. In abwechselnd zartviolett und grün pulsierendem Licht schimmerte von dort das uralte mystische Symbol eines riesigen Sonnenrades zu ihnen herauf. Es mochten die größten und edelsten Steine des

Planeten sein - von schier unbenennbarem Wert - in denen seine Umrisse massiv ausgelegt waren. Eine unbekannte Energie brachte sie jetzt zum Leuchten. Und in der Mitte einer sehr breiten hangarähnlichen Kaverne an der Seite des riesigen Felsendomes ruhte, mit alten Runenzeichen am Rumpf, dunkel ein gigantisches Sternenschiff.

Leise fanden sie den Weg hinab in den geheimnisvolle Halle. Eine Art Altar mit einer silbern glänzenden Schale stand an der nördlichen Felsenwand. Und ringsum tauchten vor ihren Augen jetzt auch zwölf Tunneleingänge auf, jeweils ausgerichtet auf die Enden der Strahlenbalken des mystischen Sonnengebildes.

„Zwölf Geistergänge führen also tatsächlich vom Inneren *dieses* Berges hinaus ins deutsche Land“, flüsterte Wolf jetzt heiser und erstaunt. „Wie es geschrieben steht, es ist also wie ein großes Netzwerk - und alles ist wahr.“

„Und so wird sich nun auch von hier aus alles vollenden, mein Lieber“, antwortete Sigrun leise und müde. Ihre Augen glänzten noch einmal in dem unheimlichen Leuchten, das von dem kristallinen Sonne im Boden der riesigen Halle ausging.

„Wohin werden die Gänge wohl führen?“ sinnierte Wolf noch.

„Dies werden wir sicher nie mehr erfahren“, antwortete leise Sigrun und Sabine schaute stumm und verwirrt in die gigantische Felsenhalle.

„Ich hätte es aber doch noch so gerne gewußt. Sind wir doch schon einmal bis hierher gelangt“, erklang etwas trotzig seine Stimme.

„Komm“, flüsterte Sabine nun sichtlich erschöpft. „Mußt du denn selbst an diesem Ort noch immer alles ergründen wollen? Bist du nicht endlich auch müd‘?“ Sie gingen zu der mächtigen Felsennische hinüber, in der sich der dunkle Steinsockel erhob, auf dem die alte und unsagbar kostbare Schale schimmerte. Der so lange gesuchte dunkelviolette Kristall ruhte dann auch still und wartend in ihrer metallenen Wölbung. Es war alles so, wie sie es nicht anders angenommen hatten. Schimmernd brach sich das Licht in den Facetten des Steins. Im unteren Teil bestand er aus einem Amethyst, der nach oben in einen Rauchquarz überging. Ähnlich einer Speerspitze war er geformt. Schwer und kalt fühlte er sich an, als sie ihn herausnahmen und ihn in die Mitte des Saales trugen - genau ins Zentrum der dunklen Sonne im Gesteinsboden. Hier war der bessere und richtigere Ort als unter Burg Schwarzeck, das sagten ihnen ihre Sinne, auf die schon etwas Einfluß genommen hatte.

Da begann das Licht allmählich stärker zu pulsieren. Eingesetzt in die dort befindliche, und wie passend ausgeformte Vertiefung begann der Kristall auch sofort mit dem Sonnengebilde geheimnisvoll zu korrespondieren. Er nahm die Schwingungen der Strahlung in sich auf und leuchtete nun ebenfalls rhythmisch. Hand in Hand standen die Drei noch eine Weile schweigend vor dem Phänomen, das

aus einer anderen Welt zu stammen schien. Das unwirkliche Licht hüllte sie sanft ein und führte sie endlich wieder zurück an die Wand des riesigen Felsendomes. Immer schwerere Müdigkeit befiel sie. Was nun geschah, lag nicht mehr in ihrer Hand. Jetzt wirkten wohl wahrhaft göttliche Kräfte in dem alten, geheimnisvollen Berg. Und es war nicht mehr an ihnen, hier noch weiter zugegen zu sein. Dies hatte die uralte Anlage dann auch berücksichtigt. Doch verblieb noch ein wenig Zeit, sich auf etwas schier Unwirkliches vorzubereiten. Tief im Unterbewußtsein der drei Menschen tauchten aber schon nebelhafte Bilder auf, die sie langsam eindämmerten. Nochmals schauten sie sich in die Augen, die zusammen so viel erlebt und gesehen hatten. Sie sprachen nicht mehr. Ihre Gedanken fanden dennoch zueinander. Wie Träume glitten sie hin und her. Nun aber war wohl alles zu Ende, die Zeit schien erfüllt. Das letzte Wort hallte dann auch wie ein stiller Donnerschlag durch ihren Geist. Noch hielten sie sich an den Händen. Aber sie wußten nicht, daß sich jetzt kristallene Sarkophage in der Tiefe des Berges in Bewegung setzten um sie bald aufzunehmen. ‚Nicht …', grollte und haderte Wolf noch im schwindenden Bewußtsein mit seinem Schicksal. ‚Nicht' und er hielt Sabine ganz fest. Und keiner von den Dreien nahm mehr wahr, wie sie sanft schwebend in die mächtige Raumscheibe gebracht wurden.

Da schoß ein ungeheures, nie gesehenes Licht lautlos aus dem Zentrum des Sonnengebildes hinauf zur Kuppel des Saales, durchdrang diese mühelos und verließ endlich den sagenhaften Bergzug an seiner höchsten und erhabensten

Spitze, um weiter in die Schwärze des nächtlichen Himmels zu jagen, tief hinaus ins unendliche All.

Das Signal war gesetzt. Mit unsagbarer Geschwindigkeit - unaufhaltsam von allen irdischen und unirdischen Mächten und Wesenheiten - raste es nun hinaus in die nachtdunklen Weiten: Richtung seines fernen Zielpunktes, des Sternenbildes Aldebaran, wo in einer Zeitschleife ein Geschwader von Raumscheiben es schon so lange erwartete.

Es schien dann noch, als ginge ein leises Seufzen durch die Felsenhallen und Tunnel im Bergesinneren, wo nun die drei Menschenkörper tief schlafend in ihren kristallenen Hüllen in dem noch immer vom Fels geschützten Sternenschiff hinüberschwebten zu kühlen Ewigkeiten. Später würde es auch dem ausgesandten Strahl folgen, und sie dabei erreichen: die wehrhaften Wächter, an den aber jetzt schon so nahen Pforten zum traumhaften Grünen Land.

Die wenigen Menschen, die im Weichbild der oft nebligen Bergwände wohnten und die des einmaligen Schauspiels nächtens zufällig angesichts wurden, munkelten später noch lange, aber nur hinter vorgehaltener Hand von dem Phänomen. Denn zu gewaltig, zu geheimnisvoll erschienen ihnen noch immer die Kräfte des alten, heiligen Gipfels. Waren dort die längst vergessen geglaubten Mächte zum Leben erwacht? Rüstete sich im Berg nun gar tatsächlich Wotans Heer zur letzten entscheidenden Schlacht?

Eine Staffel Nachtjäger der Nato-Luftwaffe flog an jenem

Abend knapp an der Luftraumgrenze zum Gebirgszug des Untersberges und hatte ihn aus großer Höhe ins Visier genommen. Staffelkommandant Gyi Vanderhofen starrte angestrengt durch das Plexiglas der Kabine. Wie seine Kameraden in den anderen Flugzeugen erblickte er den gleißenden Strahl, der plötzlich aus dem mächtigen Bergzug pfeilschnell und völlig unerwartet nach oben flirrte. Dann jedoch ging alles ganz schnell. Die Jäger feuerten weisungsgemäß aus den Spezialkanonen unter ihren Rümpfen und Tragflächen. Denn schon einige Zeit hatte man den Untersberg fest im Blickfeld, weil der vor der Öffentlichkeit verborgene neue europäische Geheimdienst schon lange agierte und Hinweise auf mögliche feindliche Aktivitäten aus diesem Gebiet bekommen hatte.

Die Wirkung der hochgeheimen Strahlenwaffen an Bord der Kampfjets ließ sich jedoch nicht eindeutig feststellen. Zumindest verlosch der unheimliche Strahl so schnell, wie er gekommen war. Noch eine Zeitlang kreisten die Piloten über dem Gebirgszug, bevor sie die Maschinen Richtung ihres fernen Heimathorstes wieder abdrehen ließen. Das Ergebnis der Operation „Feuervogel“ blieb für sie ungewiß. Und eine aufsehenerregende Bombardierung des vermeintlichen Zieles, das wohl tief und unerkannt im Berg ruhen mußte, schloß sich hier natürlich völlig aus. Doch der ebenfalls patrouillierende und sie begleitende Awacs-Aufklärer hatte eine detaillierte Beobachtung gemacht. Auch europäische Spezial-Satelliten sandten ihre soeben aufgenommenen Daten an das ferne Kontrollzentrum. Verschiedene Sternwarten

konnten gleichfalls die ungewöhnliche Feststellung eines von der Erde wegjagenden energiereichen Lichtstrahls machen, der aber, nachdem er die Atmosphäre verlassen hatte, unsichtbar wurde und nicht weiter verfolgt werden konnte. Wahrscheinlich war er gänzlich erloschen.

Der Awacs-Aufklärer stellte schließlich den genauen Punkt fest, an dem der unheimliche Strahl, dessen eigentlicher Ursprungsort völlig unklar blieb, aber wohl aus dem tiefen Berginneren ausgetreten war. Man konnte jedoch analysieren, daß es sich wohl um eine Art energiereiche Signal- und Datensendung gehandelt haben mußte, die zwar relativ kurz, dennoch hochgradig verschlüsselt war. Schon Stunden später machten sich Spezialisten an den Versuch einer ersten Deutung. Doch alle eingesetzten Mittel blieben vorerst ohne jeden Erfolg. Selbst die leistungsfähigsten Spezialprogramme der Computer schlugen sich vergeblich damit herum. Dabei war der Zeicheninhalt der ominösen Sendung nur sehr kurz, blieb vorerst aber ein Rätsel. Erst viel später stellt man fest, daß es sich um keinerlei mathematische Zeichenfolge gehandelt hatte, eher waren es bildhaft-grafische Darstellungen. Nach nochmaligen Anstrengungen zur Entschlüsselung wurde endlich alles klarer. Der Inhalt der Sendung zeigte bildlich eine dunkle Raumflotte im Sternbild Stier. Die sich dort, von den Planeten des Hauptsterns Aldebaran aus, wohl für den Flug zur Erde bereit hielt. Und in archaischer Runenschrift wurde ein Textteil der bis dahin immer als mythisch und erdichtet geltenden Isais-Offenbarung flammend wiedergegeben. Mit

Schrecken und Bestürzung lasen dann im geheimsten Bunker der Welt nur wenige der dunklen Eingeweihten so die Isais-Worte:

„Spähet durch die Sternenwelt,
aufschaut zum Haupte des Stiers,
des geflügelten Recken.
Die Lanze er bringt.

Aus dem Haupte des Stiers
Hilfe euch kommt
in Drangsal und Not
von artgleicher Waffe ...“

Die Übernahme der Macht auf Erden durch eine neue lichte Ordnung, für die diese Isias-Botschaft Mut machend gedacht war, und die Vernichtung der alten dunklen Kräfte war so wohl nur noch eine Frage der Zeit. Die von Göttin Isais angekündigte artgleiche Waffe könnte dem gehaßten Feind mächtig zur Hand gehen und womöglich unbezwingbar sein, schlußfolgert man im geheimen Zirkel der satanischen Weltherrscher. Mit Grausen befahlen sie sofort und noch an Ort und Stelle einem Weltraumteleskop, seine elektronischen Augen wachsam auf diese 65 Millionen Lichtjahre entfernte und nun so verhaßte Sternenregion um die Sonne Aldebaran zu richten.

Der oberste und mächtigste der geheimen Weltherrscher brach schließlich zerknirscht den Bann des fassungslosen Schweigens: „Auch diese unselige Isais-Legende

konnten wir zur ‚Verschwörungstheorie' machen. Doch selbst nur eine solche Hoffnung des Pöbels da draußen gehört weiter bestraft", schrie er fast. „Aber machen wir uns nun nichts vor", sagte er dann wieder leiser. „Es ist Realität und eine knallharte Warnung an uns. Sie wußten genau, daß wir die Sendung abfangen würden. Und sollte es dann noch stimmen, daß sie mit ihrem Raumgeschwader gar in einen verdammten Raum-Zeit-Tunnel tauchen können ... kann ich hier bald nur noch als Letzter das Licht ausmachen."

Abspann

Sabine, Wolf und Sigrun werden vom Sternenschiff im Untersberg durch einen Raum-Zeittunnel zum Aldebaran transportiert – neuen Abenteuern entgegen.

Mathilde bleibt mit lebenslangem Wohnrecht auf Schwarzeck beheimatet. Sie und ihre Angehörigen hatte Ordensherr von Trauenfeld in seinem Testament finanziell bestens abgesichert.

Meurat dämmerte in der mobilen Überlebensanlage dahin, die jedoch, wenn sie nicht überwacht, gewartet und bedient wird, aus Sicherheitsgründen automatisch in den Selbstvernichtungsmodus fährt. Die stationären Überlebensanlagen funktionierten - aber auch nur eine begrenzte Zeit.

Die Rätsel um das Verschwinden von Leuten aus der Eisbasis und des Eindringlings auf Schwarzeck blieben ungeklärt.

Nichts ist, wie es scheint ...

- Ende -